Volksmärchen

aus der Bretagne.

Für die Jugend bearbeitet

von

H. Bode.

Mit Bildern

von

Prof. Richter, E. Johannot u. A.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig.
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1847.

1137

„Es war einmal ein...

Volksmärchen

aus der Bretagne.

Für die Jugend bearbeitet

von

Heinrich Bode.

Mit Bildern

von

Prof. Richter und L. Johannot.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig.
Druck und Verlag von Otto Wigand
1847.

Volksmärchen

aus der

Bretagne.

Zum Titelbilde.

Märchen iſt ein gar lieber, bekannter Gaſt, den jung und alt gern leiden mag, denn es weiß gar hübſch zu erzählen und kennt Dinge, von denen ſich ein Menſchenkind nichts träumen läßt. Es macht weite Reiſen und zieht in der Welt herum, damit es nachher daheim was Neues auftiſchen kann; und wenn dann die Großmutter ſpricht: Märchen iſt wieder da und hat gar hübſche Geſchichten mitgebracht, ſo kommen den Augenblick die Kinder geſprungen und hören und laſſen ſich erzählen.

Jetzt iſt Märchen wieder einmal da und diesmal iſt es weit, weit her gekommen, hinten aus der Bretagne*), wo

*) Die Märchen, welche ich in dieſer Sammlung gebe, ſind nach Penguerc'h's Conteurs bretons bearbeitet. Ich bin dabei von der Anſicht ausgegangen, daß Märchen — welche ihren größten Anziehungspunkt unter der Jugend haben — vor allen Dingen ſo gehalten ſein müſſen, daß ihnen durchaus nichts von fremdem Charakter anhaftet. Indem ich ſie nun unſerer Weiſe gemäß erzählte, habe ich gar manche Umgeſtaltung treffen und in den meiſten ſehr bedeutend ändern müſſen, ſo daß ich Bedenken trug, Novellette daraus verantwortlich zu machen, obgleich ich die Darſtellung derſelben, wo ſie ſich eignete, beibehielt. Nichts deſto weniger darf ich verſichern, den urſprünglichen volksthümlichen Charakter nirgends beeinträchtigt zu haben.

viele wackere, rechtschaffene Leute wohnen, und wo man erst durch ganz Frankreich muß, um dahin zu kommen. Da hat es denn Geschichten mitgebracht — Geschichten, sag' ich euch, daß es eine wahre Lust ist und man ihrer nimmer müde wird. Ich habe sie euch aufgeschrieben, daß ihr sie auch lesen könnt, oder gebt der Großmama ein gutes Wort, daß sie euch vorlies't; aber eins sag' ich euch, ihr müßt fein aufmerken, denn Märchen gibt gar manchmal eine gute Lehre dazwischen, und wenn ihr die euch gleich merkt, so spart ihr euch viel Arbeit und braucht sie nicht aus anderen Büchern zu lernen, was euch saurer wird und nicht so viel Gefallen macht. Also les't und merkt fein auf!

Hans Rothkehlchen.

Zur Zeit, da die Steine noch nicht aus der Erde gebrochen waren, mit denen die älteſten Kirchen gebauet ſind, lebte in einem Dorfe eine arme Wittwe, namens Lisbeth.

Ihr Vater war ein reicher, angeſehener Mann geweſen und als er ſtarb, hinterließ er ein Haus mit vieler Länderei, eine Mühle und eine Bäckerei, zwölf Pferde und zweimal ſo viel Ochſen, zwölf Kühe und ſechsmal mehr Schafe: das Korn und den Flachs gar nicht einmal gerechnet.

Aber die Brüder der Lisbeth drängten ſie bei der Theilung der Erbſchaft zurück. Der älteſte nahm das Haus, die Länderei und die Kühe; der zweite nahm die Mühle nebſt den Pferden, und der dritte behielt die Ochſen, die Bäckerei und die Schafe.

So blieb denn Lisbeth nichts übrig, als eine alte Stallhütte draußen vor dem Dorfe auf der Haide, in die man früher das kranke Vieh ſtellte.

Als ſie nun ihre wenigen Habſeligkeiten dahin brachte, ſagte der jüngſte Bruder zu ihr:

— Du sollst erkennen, daß ich ein rechtschaffenes Bruderherz besitze. Ich habe da eine schwarze Kuh, die mir nichts einbringt und kaum eine Tassenschale Milch gibt; die nimm mit, ich schenke sie dir. Weißdörnchen mag sie am Stricke führen.

Weißdörnchen war die Tochter der Witwe, ein Mägdlein von elf Jahren. Ihr Gesicht war weiß wie Dornenblüthe, deshalb hieß man sie Weißdörnchen.

Weißdörnchen nahm die magre, schwarze Kuh bei einem alten Stricke, und so zog Lisbeth mit ihrer Tochter in die Stallhütte ein.

Weißdörnchen hütete den ganzen Tag die schwarze Kuh, die auf der Haide und zwischen den Steinen kaum genug zu fressen fand. Sie vertrieb sich die Zeit damit, Blumen zu pflücken und Sträußchen daraus zu binden, die sie in die Erde pflanzte.

Eines Tags, da Weißdörnchen aus schönen Margarethenblumen solche Sträußchen gewunden hatte, kam ein kleiner Vogel, setzte sich auf eines der in die Erde gesteckten Sträußchen, und fing an zu zwitschern und das Köpfchen zu bewegen, als ob er zu dem Mädchen spräche. Weißdörnchen wunderte sich, trat leise heran und hielt das Ohr recht zum Horchen hin. Aber sie konnte nichts verstehen. Der Vogel mochte noch so laut und immer lauter zwitschern, mit den Flügeln schlagen und vor ihr herumhüpfen, Weißdörnchen verstand nicht das Mindeste. Allein es machte ihr so viel Vergnügen, das Vöglein zu sehen und anzuhören, daß sie es nicht merkte, als es Abend wurde. Endlich flog der Vogel fort. Wie sie ihm nachblickte, um zu sehen, wohin er flöge, bemerkte sie die Sterne am Himmel.

Schnell eilte sie, ihre schwarze Kuh zu suchen, sie fand sie aber nicht mehr auf der Haide. Weißdörnchen rief aus allen Kräften, sie lief auf der ganzen Halde herum und stieg selbst in

die Löcher, wo das Regenwasser kleine Teiche gebildet hatte aber umsonst, die Kuh war verschwunden.

Endlich hörte sie die Stimme ihrer Mutter, die sie rief, weil sie fürchtete, es wäre ein Unglück geschehen. Weißkörnchen lief traurig hin zu ihr und als sie auf den Weg kam, der in die Hütte führte, fand sie ihre Mutter, und neben derselben die liebe schwarze Kuh von Wölfen zerrissen. Es war nichts von ihr übrig geblieben, als die Hörner und die Knochen.

Als Weißkörnchen das sah, erschrak sie und weinte heftig, denn sie hatte das Thier während des Hütens recht lieb gewonnen. Sie warf sich auf die Erde und sammelte die Knochen.

Die Witwe faßte sie bei der Hand und tröstete sie.

— Du mußt um die Kuh nicht so gewaltig klagen, als ob sie ein Mensch gewesen wäre. Wenn auch die bösen Leute und die Wölfe gegen uns sind, so ist doch der Himmel für uns. Hilf mir mein Haidebündel auf und begleite mich in die Hütte.

Weißkörnchen gehorchte. Aber bei jedem Schritte stieß sie einen Seufzer aus und große Thränen rollten eine über die andre von ihren Wangen.

— Arme Schwarze! dachte sie, arme Schwarze! du warst so sanft zu führen, nahmst mit allem Futter vorlieb und wurdest schon hübsch fetter.

Sie konnte den Abend nichts essen und in der Nacht wachte sie viele Male auf, denn sie glaubte, die schwarze Kuh blöke an der Thüre.

Am andern Morgen ſtand ſie vor Tage auf und lief unbekleidet und barfuß auf die Haide hinaus.

Als ſie draußen hingekommen war, fand ſie den kleinen Vogel wieder, der ſich wie geſtern auf einen der Blumenſträuße

geſetzt hatte, welche Weißdörnchen am vorigen Tage in die Erde gepflanzt, und er ſang abermals und ſchien ſie zu rufen. Unglücklicher Weiſe konnte ſie ihn heute eben ſo wenig verſtehen und ſie wollte ängſtlich fortlaufen, als ſie etwas Blankes, wie

ein Goldstück, auf der Erde bemerkte. Sie drehete es mit dem Fuße um, da war es nichts als eine Blüthe vom Goldkraut. Aber kaum hatte sie es berührt, da verstand sie auf einmal die Sprache des kleinen Vogels *), der rief ihr zu:

— Weißdörnchen, ich bin dir gut: Weißdörnchen, höre mich an!

— Wer bist du? fragte Weißdörnchen, die erstaunte, daß sie auch andere Wesen als Menschen verstand.

— Ich bin Hans Rothkehlchen, antwortete der Vogel. Ich habe die Macht, alle Jahre ein gutes, armes Kind glücklich zu machen, und dieses Mal sollst du es sein.

— Ist das wahr, Hans Rothkehlchen? rief Weißdörnchen ganz entzückt. Ich werde ein silbernes Kreuzchen um den Hals tragen und nicht mehr barfuß zu laufen brauchen, sondern in Holzschuhen gehen?

— Eine goldene Kette sollst du haben und seidene Schuhe tragen, wie eine vornehme Dame, versetzte Rothkehlchen.

— Und wie fange ich das an, mein liebes Vögelchen?

— Folge mir, wohin ich dich führe.

*) Es ist ein alter, sich vielfach findender Glaube, daß derjenige die Sprache aller Thiere verstehe, welcher noch kein Verbrechen begangen und barfuß, nur mit einem Hemde bekleidet, ohne mit einem Messer zu schneiden, die Blume vom Goldkraut bricht.

Weißdörnchen hatte nichts eiliger zu thun, als zu laufen, wohin Hans Rothkehlchen sie führte.

Es ging über die Haide und durch die Steinfelder; dann über Roggenfelder hin bis ans Meer, da lagen die Sieben-Inseln.

Rothkehlchen hielt an und sagte zu dem kleinen Mädchen:

— Siehst du nichts auf dem Sande am Ufer? da, vor dir!

— Ach ja! antwortete Weißdörnchen, ich sehe da große Holzschuhe von Rothbuchenholz, die noch nicht am Feuer gebräunt sind, und einen Stengel von einer Stechpalme, die noch keine Sichel berührt hat.

— Zieh die Schuhe an und nimm das Stäblein in die Hand.

— Das habe ich gethan.

— Nun gehst du über's Wasser bis an die erste Insel, da gehst du herum, bis du an einen Felsen kommst, auf dem meergrüne Binsen wachsen.

— Und was dann?

— Du pflückst Binsen und machst einen Strang daraus.

— Das habe ich mir gemerkt.

— Nun klopfst du mit deinem Stäblein an den Felsen, dann wird eine Kuh herauskommen, der legst du den Binsenstrang an und führst sie zu deiner Mutter, um sie über den Verlust der schwarzen Kuh zu trösten.

Weißkörnchen befolgte alles, was Reibkeblchen ihr gesagt hatte. Sie schritt über das Wasser, machte ein Binsenseil, klopfte an den Felsen und heraus kam eine Kuh, die hatte ein Auge so sanft wie ein Hühnerhund, und eine Haut so glatt und weich, wie ein Maulwurf; ihre vollen, weißen Euter hingen bis auf die Erde.

Weißkörnchen führte sie nach der Hütte ihrer Mutter, und diese freuete sich nun eben so sehr, als sie vorher getrauert hatte.

Aber was wunderte sie sich, als sie Meerkühlein — den Namen hatte Weißkörnchen der neuen Kuh gegeben — melken wollte. Die Milch lief ihr zwischen den Finger durch, ohne Aufhören, wie das Wasser aus einer Quelle.

Lisbeth füllte alle Näpfe im Orte mit Milch, dann noch alle Kufen und Eimer — aber die Milch hörte nicht auf zu laufen.

— O Himmel! rief die Witwe, das ist ein blaues Wunder.

Meerkühlein hörte nicht auf Milch zu geben; und es war mehr als alle Leute in der ganzen Gegend bedurften.

Bald sprach man überall davon und viele kamen herbei, um die Kuh zu sehen und von der Milch zu holen, denn sie war fetter und wohlschmeckender, als die von anderen Kühen. Die reichsten Bauern wollten sie kaufen und einer bot noch mehr als der andre. Endlich kam auch der älteste Bruder und sprach:

— Du wirſt doch bedenken, daß ich dein Bruder bin, und die Kuh mir eher als einem Andern überlaſſen? Gib mir Meerkühlein, du ſollſt alle meine Kühe dafür haben.

Lisbeth antwortete: Meerkühlein iſt ſchätzbarer, als alle deine Kühe; ja, ſie iſt mehr werth, als alle Kühe in der Gegend und ich kann alle Märkte mit Milch verſorgen.

— Nun, ſo laß ſie mir, liebe Schweſter! verſetzte er; ich will dir unſers Vaters Haus geben, worin du geboren biſt, ſammt aller Länderei, den Wagen und den Pferden.

Das nahm Lisbeth an. Sie ließ ſich in das Haus führen, wendete eine Erdſcholle um, trank aus dem Brunnen, machte

Feuer auf dem Heerde und ſchnitt dem Pferde ein Büſchel Haare aus dem Schwanze, zum Zeichen, daß alles nun ihr gehöre. Dann gab ſie dem Bruder das Meerkühlein und der zog mit derſelben weit, weit weg von dort.

Weißdörnchen weinte, als ſie die Kuh forttreiben ſah. Sie blieb den ganzen Tag traurig. Als es Abend war, ging ſie in die Ställe, um zu ſehen, ob nichts fehle, und indem ſie alle Ställe durchſuchte, ſprach ſie:

— Ach, warum iſt Meerkühlein nicht da? Wann werde ich mein Meerkühlein wieder ſehen?

Sie hatte das kaum ausgeſprochen, da hörte ſie dicht hinter ſich ein Gebrüll. Und weil ſie die Blume vom Goldkraut berührt hatte und deshalb alle Sprachen der Thiere verſtand, ſo hörte ſie, wie die Stimme ſagte:

— Da bin ich ja, mein liebes Weißdörnchen!

Erſtaunt ſah ſie ſich um und erblickte Meerkühlein.

— Ach, du biſt's! rief ſie aus; wer hat dich denn zurückgebracht?

— Ich konnte nicht bei deinem Onkel bleiben, antwortete Meerkühlein, denn ich kann niemandem angehören, als wer gut iſt. Deshalb bin ich von ſelbſt wieder zu dir gekommen.

— Aber da muß meine Mutter auch Haus, Hof und Vieh wieder hergeben! ſagte Weißdörnchen.

— Nein, ſagte die Kuh, denn er hat es euch unrechtmäßiger Weiſe genommen.

— Aber er wird wieder kommen und dich erkennen'

— Geh und hole drei Kreuzblümlein und gib mir die.

Weißdörnchen holte drei Kreuzblumen und während die Kuh dieselben verzehrte, mußte sie dreimal rufen: Hans Rothkehlchen!

Als sie zum dritten Male gerufen hatte, da verwandelte sich auf einmal die Kuh in ein schönes Pferd.

Weißdörnchen erstaunte.

— Nun wird dich Onkel nicht wieder kennen, sagte sie, und statt Meerkühlein werde ich dich nun Meerpferdchen heißen.

Die Wittwe war voller Freude, als sie vernahm, was geschehen. Am andern Tage wollte sie das Pferd versuchen, um Korn auf den Markt zu bringen. Aber denkt euch ihr Erstaunen, der Rücken Meerpferdchens wurde immer breiter, je mehr sie darauf legten, und das Thier konnte allein mehr tragen, als alle Pferde im Orte.

Das wurde bald bekannt und nun kam der andre Bruder und bat seine Schwester, ihm das Pferd zu verkaufen. Sie schlug es aber ab, bis er seine Pferde, seine Mühle und alle Schweine, die er mästete, dafür bot.

Da that es die Wittwe und nahm die Mühle in Besitz.

Aber des Abends ging es wie das erste Mal. Meerpferdchen war wieder im Stalle; Weißdörnchen holte drei Kreuzblümchen, gab sie dem Pferde und als sie zum dritten Male gerufen hatte: Hans Rothkehlchen! da verwandelte das Pferd sich in ein Schaf

und Weißdörnchen nannte es Meerschäfchen. Das Schaf hatte Wolle, so lang wie Hanf, weiß wie Leinen und fein wie Seide.

Die Wittwe kam herbei, um das neue Wunder anzustaunen und als sie das Schaf betrachtet hatte, sagte sie zu Weißdörnchen:

— Geh und hole die große Schafscheere, denn das Thier kann seine Wolle nicht tragen.

Als sie nun Meerschäflein schor, da wuchs die Wolle sogleich wieder eben so lang, als sie gewesen war, ehe sie abgeschnitten wurde, und Liobeth sah ein, daß Meerschäfchen einen größern Werth hatte als alle Schafe in der Gegend.

Der dritte Bruder kam zufällig darauf zu, sah die Sache, und gab augenblicklich seine Bäckerei, seine Schafe und seine Ochsen, um Meerschäflein dafür einzutauschen.

Aber als er es wegtrieb, kam er an dem Ufer der Sieben-Inseln vorbei, da stürzte sich Meerschäflein in's Wasser, schwamm zu den Sieben-Inseln hinüber und verschwand in dem Felsen mit den meergrünen Binsen, der sich öffnete und hinter ihm wieder verschloß.

Am Abende wartete Weißdörnchen vergeblich auf Meerschäflein, es kam die Nacht nicht und am andern Morgen war es auch nicht da.

Weißdörnchen ging betrübt hinaus auf die Haide. Dort fand es Hans Rothkehlchen sitzen, das sagte zu ihr:

— Ich habe auf dich gewartet, mein liebes Weißdörnchen. Meerschäflein ist verschwunden und kommt auch nicht wieder.

Deine Onkel sind für ihren Geiz und ihre Ungerechtigkeit bestraft und du bist jetzt reich genug, um eine goldene Kette und seidene

Schuhe zu tragen. Ich habe nun nichts mehr hier zu thun. Denke immer daran, daß du arm gewesen bist und bleibe hübsch gut. —

Mit diesen Worten flog Hans Rothkehlchen fort und zeigte sich nicht wieder.

Weißdörnchen wurde schön und groß, blieb immer gut und hatte Mitleid mit Nothleidenden. Sie nahm sich besonders armer Kinder an und es ehrten und liebten sie Alle, die sie kannten.

Die Entstehung der Fledermaus.

Es ist ein schlimmes Ding, wer ein Versprechen gibt und nicht zuvor bedenkt, ob er's halten mag oder kann. Nicht ein jeder kommt so gut davon als Lina, und wenn auch just keine Kobolde erscheinen und ihn plagen, so sind es doch die anderen Menschen, die einen drum unwillig ansehen, und am allermeisten leidet der ehrliche Name und das gute Gewissen darunter. Das nehmt zuvor, damit ihr nicht glaubt, die Geschichte von der Entstehung der Fledermaus sei eine bloße Mär.

Lina war ein hübsches Mädchen, man hieß sie die Schönste in den sechs umliegenden Ortschaften und alle jungen Leute bewarben sich um ihre Gunst. Aber Lina war ein Bischen hochmüthig und bildete sich auf ihre Schönheit etwas zu viel ein: da war ihr denn der Eine nicht schön, der Andre nicht reich genug, der zu jung und der zu alt, kurz an Allen hatte sie etwas auszusetzen.

Nun kam einmal ein junger Edelherr aus einer feinen Stadt in die Gegend. Der sah Lina und wurde von ihrer Schönheit geblendet. Was half es ihm, daß er sich sagte, ich

hin ein Edelmann und ſie nur ein Bauermädchen, was half es ihm, daß er in die weite Welt reiſete, um nicht mehr an Lina zu denken: die Liebe ſteigt wie das Waſſer des Meeres und ſchlägt einem zuletzt über den Kopf.

Alſo blieb ihm kein Rath, er mußte wieder hin und Lina ſehen.

Lina empfing ihn in ihrem Hauſe, wie den Herrn Pfarrer: ſie ſetzte ihm jedesmal wenn er kam, das feinſte Weizenbrot und den duftigſten Wein vor, und der Edelherr fragte ſie, ob ſie ſeine Gemahlin werden wolle.

Lina ſagte mit Freuden ja; es gelüſtete ſie gar ſehr, eine große Dame zu werden und ſeidene Gewänder zu tragen, wie ſie's einmal im Schloſſe geſehen hatte.

Alan gab ihr einen Ring und Lina ſchwur ihn für immer und ewig zu lieben.

So gingen ſie denn alle Sonntage miteinander in die Kirche und zu Ende derſelben, ſo wie des Abends und wenn es ſich ſonſt machte, ſpazieren, als auf einmal ein Mann mit zwei ſtattlichen Pferden erſchien und Alan verkündete, er müſſe eilen, wenn er ſeinen Bruder vor dem Sterben noch einmal ſprechen wolle.

Alan gelobte ſeiner Braut treue Liebe und Lina vermaß ſich hoch und theuer, es ſolle ihr dies und jenes geſchehen, wenn ſie jemals auch nur mit dem allerkleinſten Gedanken an einen andern Mann denken wurde.

Alſo reiſete der junge Edelherr ruhig in die Ferne zu ſeinem ſterbenden Bruder.

Tina weinte heftig; weil ſie aber fürchtete, daß es ihren ſchönen Aeuglein ſchade, ſo ließ ſie's ſein, blieb jedoch ein wenig ſchwermüthig, und um die düſteren Gedanken zu verſcheuchen, ſang ſie hin und wieder ein Liedlein. So ging das Schritt für Schritt, bis ſie der Traurigkeit auf einmal gänzlich ledig war und wieder luſtige Laune hatte wie zuvor.

So lange Alan dageweſen, waren die jungen Burſchen ausgeblieben. Kaum war indeß der junge Edelherr fort, ſo kamen ſie wie früher und thaten freundlich und ſchön.

Tina that eben ſo, und wer's nicht wußte, hätte gemeint, es wäre mit ihr noch ganz beim Alten. Dem Einen gab ſie ihr Pferd zu halten, wenn ſie zum Markte ritt; dem Andern die bunt geſchnitzte Haſelgerte und den Dritten ließ ſie gar Nüſſe, welche des Bäckers Töchterchen ihr geſchenkt, aus ihrer Taſche ſtehlen. Auf dieſe Art waren alle Burſchen zufrieden mit Tina, obgleich im Grunde keiner glücklicher war, als der Andere, denn Tina brauchte jeden, wie's eben nöthig war, und hatte ſie von ihm was ſie wollte, ſo ließ ſie ihn mit langer Naſe abziehen und nannte ihn obendrein: Hansnärrchen!

Alan hatte verſprochen, in drei Monaten mit unverändertem Herzen zurück zu kehren. Allein es war immer noch keine Nachricht von ihm eingelaufen und noch eine lange Friſt verging ebenſo, bis der St. Johannestag herankam.

Der St. Johannestag iſt ein gar ſchöner Tag, da werden abends luſtige Feuer angezündet und die jungen Burſchen und alle Mädchen über ſechszehn Jahren verſammeln ſich zu Spiel und Tanz.

Natürlich fehlte Lina nicht dabei.

Es ging hinaus auf eine große freie Wieſe, nicht weit von den Zwerglöchern, wo die böſen Kobolde ihr Spiel treiben. Die Mädchen hatten Leinblüthe an's Mieder geſteckt und die Burſchen grüne Zweige an die Hüte.

Ehe der Tanz anhub, nahm ein jeglicher Burſche ſeine Braut bei der Hand und ſie zogen in langen Reigen nach dem großen Steine, einem Felſen, der die Zwerglöcher von der Wieſe ſchied. Hier legten ſie mitſammen ihren Schmuck nieder, der Bräutigam ſeinen Strauß neben die Blüthen ſeiner Braut, und wenn der Tanz vorbei war, holten ſie dieſelben wieder. Wer keine Untreu verbrochen, der war gewiß, daß er ſie eben ſo friſch und grün wieder fand, als er ſie hingelegt hatte.

Lina zog mit den Anderen, an ihrem Finger den Verlobungsring und am Buſen die Leinblüthe; wie ſich der Zug dem großen Steine nahete, da bemerkte ſie dicht neben ſich einen jungen fremden Mann im Trauergewand, der ihr ſeine Hand anbot.

— Vergebung, Herr Edelmann! ſprach Lina; ich habe euch noch niemals geſehen und weiß nicht, was euer Begehr.

— Ich bitte, verſetzte der Fremdling, daß ich ein grünes Reis neben euer Leinſträußlein legen darf.

Lina lachte hell auf.

— Meiner Treu, rief ſie, der weiß gewiß nicht, daß ich Alan's Braut bin! Der Edelmann wird wohl von Greifen vernommen haben, daß es drei Dinge gibt, die unmöglich ſind, die Haide ausrotten, Berge ebenen und Felſen bewegen, allein es kommt noch ein viertes hinzu, und das iſt eben, was der Herr verlangt.

Der Fremdling ſagte nichts weiter, nur bat er Lina ſeine Tänzerin ſein zu wollen; als er jedoch ſah, daß Lina nach dem erſten Anlauf an ſeiner Artigkeit Gefallen nahm, fuhr er fort:

— Wenn ihr auch nicht wollt, daß ich ein grünes Reis neben euren Strauß lege, ſo kann ich doch ein ſilbernes Reis auf den großen Stein legen, denn mein Vater hat mir Erbe genug hinterlaſſen, um drei Wagen und drei Geſpanne zu halten.

— Alan iſt eben ſo reich und ſchlägt mir nichts ab, verſetzte Lina.

Nachdem ſie noch ein Paar Male herumgetanzt, fing der Fremdling wieder an:

— Neben dem Erbe meines Vaters hat mir meine Mutter noch zwei Wälder hinterlaſſen, worin zwölf Köhler arbeiten und eben ſoviel Leute, die Holzſchuhe machen. Statt eines ſilber-

nen Reisleins könnte ich wohl ein goldenes auf den großen Stein legen.

— Ich mag nichts hören' sagte Lina, und ihr Herz war nicht mehr ruhig.

Sie thaten noch einen Tanz, da fing der Edelmann abermals an:

— Ich habe euch nur von dem Landgute und den Waldungen erzählt; allein mein Oheim hat mir auch Wiesen hinterlassen, worauf alle Jahre hundert junge Rinder und eben so viele Füllen getrieben werden. Zu den silbernen und goldenen Reislein könnt ich auch wohl ein Diamantenreisig legen.

Diesmal entgegnete Lina:

— Schweigt, ich darf euch kein Gehör geben.

Der Edelmann hörte nicht auf zu erzählen, was er alles seiner Braut geben werde. Sie solle ein Kleid bekommen, wie's kein Schneider auf Erden machen, und einen Palast, wie ihn kein andrer Mensch bewohnen könne, und darin sie den größten Königinnen gleich wäre.

Solchen Verheißungen konnte Lina nicht widerstehen.

Sie gab dem Edelmanne ihr Veilsträußlein sammt dem Ringe, den Alan ihr gegeben hatte.

Und als die Nacht hereinbrach, da ließ sie sich von ihm weit von der Wiese abführen zu der Wohnung, die er ihr verheißen hatte.

Je weiter sie gingen, desto dunkler wurde der Himmel, und jede Strecke Weges losch ein Sternlein nach dem andern aus, bis es zuletzt stockfinster war. Nur ein klagender Ton scholl aus der Ferne, und Tina meinte den Todtenvogel zu vernehmen.

Da wurde ihr bange und sie sprach zu ihrem Führer:

— Wir sind schon lange gewandert und ich sehe noch immer nichts als eine niedrige Mauer, wie sie um Kirchhöfen ist.

— Es ist der Hof, der zu meiner Behausung führet, antwortete der Edelmann.

Tina schritt durch die Mauerpforte, dann blieb sie abermals stehen und fragt:

— Ich sehe da ein Kreuz, wie man's an der Landstraße findet, wo ein Mörder eingescharrt worden.

— Das ist das Fähnlein auf meinem Dache, versetzte der Fremdling.

Tina ging noch ein Stückchen voran, dann blieb sie zum dritten Male stehen.

— Es sieht gerade aus, als wäre drunten zu unseren Füssen ein liegengelassener Steinbruch oder eine Grube, wohinein todte Pferde und Hunde geworfen werden.

— Das ist der Eingang von unserm Haus, entgegnete ihr Begleiter.

Und mit diesen Worten faßte er Tina in seine Arme und zog sie mit sich in die Grube hinab.

Kaum hatten ſie den Boden der Grube berührt, da brach der Mond durch die Wolken, und Lina erblickte ſtatt des Edelmann's im Sammetkleide ein Todtengerippe.

Entſetzt ſank ſie auf die Knie und ſchrie:

— Erbarmen! Erbarmen!

Das Gerippe verſetzte:

— Was ſchreieſt du doch? Ich bin Alan, dein Bräutigam. Als ich zu dir zurückkehren wollte, um unſre Hochzeit zu feiern, überfielen mich fahrende Landsknechte, erwürgten mich mit dem Stricke, den du noch um meinem Halſe ſiehſt, und warfen mich in eine Grube. Meine Sehnſucht zu dir war aber ſo groß, daß ſie mir im Tode keine Ruhe ließ. Ich kam unter der Geſtalt eines Fremdlings zu dir und weil du dich durch einen Unbekannten in der Liebe deines Bräutigams abwendig machen ließeſt, ſo will ich dir nun geben, wie ich dir verheißen habe: ein Kleid von Erde und Raſen, wie's kein Schneider macht, eine Wohnung in feuchter Grube, wie ſie kein Lebendiger bewohnt, und einen Stand, den die größten Königinnen mit dir theilen, ſobald ſie geſtorben ſind. Gib mir die Hand, Bräutchen! und lege dich neben mich, denn die Stunde iſt gekommen, wo ich wieder zu den Todten zurück muß.

Bei dieſen Worten band das Gerippe das eine Ende des Stricks der an ſeinem Halſe war, um den Nacken des Mädchens und ſchlang einen Knoten hinein, den keine Menſchenhand zu löſen vermochte.

Lina verbrachte die ganze Nacht neben dem Gerippe auf den Knieen; sie war vor Furcht beinahe des Todes und weinte und klagte in einem fort.

Gegen Morgen schien es ihr, als ob sich etwas zu ihren Füßen bewege. Sie schaute hin und gewahrte eine Erdmaus, die vor ihr stehen blieb und sie anstarrte. Fast in demselben Augenblicke erschien ein schwarzer Punkt über der Grube, ein Flügelgeschlage ließ sich vernehmen und ein großer schwarzgrauer Rabe senkte sich einige Schritte vor Lina auf einen dürren Strauch hernieder.

Rabe und Erdmaus waren aber ein böser Zauberer und eine böse Zauberin, die sich von den Leichen auf Erden nährten. Beide sagten einander ihren Gruß.

— Traun! rief der Rabe, wir sind zu guter Stunde hier zusammengetroffen, Gevatterin. Es däucht mir, als suchtest du dir an dem hübschen Mägdlein schon das Stücklein aus, welches du zuerst verzehren willst.

— Ach! sagte die Erdmaus, wenn es uns doch nicht verboten wäre, lebendiges Fleisch zu berühren.

— Bah! versetzte der Rabe; warten wir hier, bis dies liebe Herzlein Todtenfleisch geworden ist.

— Gut! bemerkte die Erdmaus; aber ich behalte mir die hübschen Wänglein vor.

— Und ich bedinge mir die frischen Lippen, sagte der schwarzgraue Rabe.

— Ich nage die großen Aeuglein aus, verſetzte die Erdmaus.

— Und ich backe die zarten Oehrlein ab.

Bei dieſem Geſpräche erſtarrte unſrer Lina das Blut in den Adern. Jedoch nahm ſie ſich einen Muth und ſagte:

— Ich bin noch jung und zu klein, um euch beide ſatt zu machen; ach, ich glaube es wäre für euch vortheilhafter, wenn ihr mich rettetet.

— Dich retten! riefen Zauberer und Zauberin. Wie könnten wir das!

— O ihr könntet es wohl; wenn die Erdmaus dieſen Strick zernagen wollte und du, Rabe mich aus der Grube trügeſt!

— Und was gibſt du uns, wenn wir's thun? fragten die beiden Leichenfreſſer.

— Ich gebe euch zwei Kühe ſammt den Kälbern.

Zauberer und Zauberin ſchlugen ein Gelächter auf.

— Auch Flachs und Korn lege ich dazu.

Die Beiden lachten noch ſtärker.

— Und wenn ihr nicht anders wollt; ſo gebe ich euch auch noch eine ſilberne Schüſſel nebſt den Tellern.

— Nein! ſchrie die Erdmaus; ich brauche weder Silber noch Korn noch Vieh; ſondern ich verlange, daß du mir ein Paar Flügel zum Fliegen verſchaffſt.

— Und ich, ſprach der Rabe, daß du mir vier Füße ſchaffſt, damit ich beſſer laufen kann.

— Und wenn du das morgen nicht thust, setzten beide hinzu, so gehörst du uns mit Leib und Seele an.

Tina fand diese Bedingungen allerdings sehr hart, sie ging dieselben jedoch lieber ein, als daß sie in der Grube und an das Gerippe gefesselt blieb.

Zauberer und Zauberin ließen sie einen schweren Eid ablegen, daß sie die Bedingungen halten wolle, dann zernagte die Erdmaus den Strick und der Rabe nahm Tina auf seine Flügel und brachte sie in einen Nu zu dem Hofe ihres Vaters. Da setzte er sie unter einem Apfelbaume nieder und sagte, morgen käme er mit seiner Gevatterin an dieselbe Stelle, um sich den Lohn von Tina zu holen.

Tina lief was sie konnte, und erzählte den Leuten im Hause mit Zittern und Zagen, was ihr geschehen.

Aber da wußte keines Rath, nur der alte Großpapa erinnerte sich einer klugen Frau, die nicht gar zu weit wohnte, und ging mit Tina hin, erzählte ihr die Geschichte und legte ihr drei Bündel Flachs und eine fette Henne auf den Tisch.

— Schlimm, sehr schlimm! sprach die Frau, wenn du nicht geschworen hättest, so möchte alles gehen; aber ich kenne die beiden Gesellen, es sind arge Zauberer und sie wissen gar wohl, daß es nicht möglich ist, zu schaffen was sie gefordert haben.

Lina weinte und flehete, der Großpapa versprach, noch einmal so viel Flachs und eine zweite fette Henne zuzulegen, die kluge Frau aber dachte nach. Endlich sprach sie:

— Höre mein liebes Kind, und thu wie ich dir sage.

Lina gelobte alles aufs pünktlichste zu thun.

— Nimm ein Messer, womit noch niemals Fleisch oder was von Fleische kommt, geschnitten ist, geh an den Hagen entlang und horche wie der Wind in den Grase weht. Wenn du ein Geräusch hörst, als ob Hagel rausche, so schneide die Spitzen mit dem Halmen ab, denn es ist das Schlafkraut. Binde ein Büschlein daraus und trage es unter den Apfelbaum. Danach komm und frage mich weiter.

Lina that wie ihr geheißen. Sie ging an den Hecken hin, hörte das Kraut vom Winde wie fallender Hagel rauschen, schnitt mit einem neuen Messer Halm und Krone ab, machte ein Büschlein davon und trug es unter den Apfelbaum. Dann ging sie zu der klugen Frau zurück und sagte ihr, daß sie alles ordentlich vollführt, und was sie ferner thun müsse.

Die kluge Frau behielt Lina bei sich bis zum Abend und unterwies sie, wie sie's machen müßte. Als die Nacht kam mußte Lina unter der Apfelbaum gehen, und sobald es stockfinster war, erschien die Erdmaus und fragte:

— Wie stehts mit meinen Flügeln, sind sie fertig?

Sie sagte das in einem Tone, als spotte sie nur und wisse gar wohl, daß die Flügel nicht da wären.

— Noch nicht, sagte Lina, aber sie kommen gleich.

— Nur geschwind, geschwind! versetzte die Zauberin, ich habe Eile und muß heut Nacht noch hundert Meilen von hier.

— Ruhe auf einem Augenblick aus, liebe Erdmaus, antwortete Lina, du sollst gleich deinen Wunsch erfüllt sehen.

Die Erdmaus freuete sich, daß Lina sie so höflich behandelte und dachte: nun, einem Augenblick kannst du ja warten, unterdessen trifft auch Gevatter Rabe ein.

Sie näherte sich dem Büschel von Schlafkraut, welches Lina wie eine Streu gebunden hatte, und legte sich darauf. Richtig, im nächsten Augenblick lag sie wie im Todtenschlaf.

Es dauerte nicht lange, so erschien auch der Rabe.

— Nun, Herzchen! fragte er Lina, wo sind die vier Füße, die du mir zu liefern hast?

— Ach! ich habe sie weder für Gold noch Silber bekommen können, antwortete das Mädchen.

— Ja, das wußte ich voraus! lachte der Rabe. Also gieb mir die Hälfte von deinem lieben Seelchen und dem schönen Leibe.

— Warte nur noch ein kleines Bischen, lieber Herr Rabe! So erbarme dich doch eines armen Mägdleins, ich gebe dir auch einen schönen Braten zu essen.

— Was für einen? fragte der schwarzgraue Rabe.

— Ich habe in einer Falle eine Maus erwischt, die iſt ſchier ſo groß als eine Ratte, ſchau, da habe ich ſie hingelegt.

Lina wies auf die Erdmaus; der Rabe blinzelte mit dem Auge danach und ſprach:

— Ein leckerer Biſſen; den verſchmähe ich nicht. Aber mein Recht muß ich doch haben.

— Iß nur! und nachher thu, wie dir gefällt und wie du Recht haſt.

Der Rabe beſann ſich nicht lange; er hackte auf die Erdmaus los und verſchlang ſie in einem Male!

Davon wachte die Erdmaus auf; ſie ſah, daß ſie in einem Magen war, fing heftig an zu ſchreien, gebehrdete ſich raſend und ſtrampelte und kratzte ſo lange, bis ſie mit ihren vier Füßen vier Löcher in dem Magen des Raben gewühlt hatte, ſo daß ihre Beine unten am Leibe des Raben heraus kamen. Weil aber der Bauch wie ein Sperrbaum hinderte, ſo konnte ſie nicht weiter und die kluge Frau kam jetzt herbeigelaufen, berührte den Raben mit der Erdmaus halb in und halb außer dem Leibe mit einer Haſelgerte und ſprach:

— Hebet euch fort, Schlangenbrut! Euer Begehr iſt erfüllt. Du, Rabe haſt jetzt vier Füße zum Laufen und die Erdmaus ihre beiden Flügel zum Fliegen, alſo habt ihr nichts mehr von dem jungen Mädchen zu fordern. Zur Strafe für eure Teufelsliſt und zur Warnung ſollt ihr und eure Nachkommen Vogel ſein

und doch kein Vogel, Thier und doch kein Thier und Beide, Vögel wie Thiere, werden nichts von euch wissen wollen.

Also entstand die Aledermaus.

Aber das ist's nicht allein was die Geschichte der armen Tina sagen will, daß man sein Versprechen nicht breche, sondern mehr noch, daß man nicht zu hochmüthig sei und nichts gut genug finde, weil man sonst leicht das Gute verliert und das Schlechteste bekommt.

St. Veltens Ringlein.

Es war einmal ein König, der lebte recht glücklich und zufrieden und am meisten freuete er sich über seine Tochter, denn die galt allgemein für die schönste Dame in der ganzen Welt.

Das Töchterlein nannte sich Tryphyna.

Alle die sie kannten, sagten ohne Neid, daß Tryphyna so gut als schön wäre; drum hätte denn auch der König weit lieber seine Rosse und Knappen, seine Schlösser und alle Festen des Landes verloren, als zugegeben, daß Tryphyna auch nur das allermindeste Leid widerfahre.

Eines Tages ließen sich bei dem Könige Abgesandte eines benachbarten Fürsten melden.

Die schickte der Fürst von Komorre, ein gewaltiger und mächtiger Herr, der ein nicht minder großes Land inne hatte als der Vater Tryphyna's.

Die Abgesandten legten dem Könige Honig, Leinen und ein Dutzend Kerkelchen zu Füßen, nach damaliger Landessitte, und erklärten ihm, daß ihr Geliebter vor nicht langer Zeit verkleidet an des Königs Hofe gewesen sei und daselbst die junge

Prinzessin gesehen habe. Er empfinde die heftigste Liebe zu ihr und begehre sie zum Gemahl, um welchen Preis es auch sei.

Dieser Antrag betrübte den König so wie Iriphyna sehr. Denn der Fürst von Komorre war ein Riese und galt für den nichtswürdigsten Menschen, der seit Kain auf der Erde gelebt. Schon als Kind hatte er seine Freude daran gefunden, Anderen Böses zu thun, und seine Bosheit war so entsetzlich, daß seine eigene Mutter hinlief und die Lärmglocke anschlug, wenn er das Schloß verließ, damit die Leute es erfuhren und sich in Acht nähmen.

Später, als er größer und Herr von Land und Leuten geworden war, hatte es keine Grenzen mit seiner Grausamkeit und niemand konnte sich eines Aehnlichen entsinnen.

Man erzählte sich, daß er eines Morgens, als er das Schloß verließ, auf ein Kind traf, welches ein Füllen zur Weide trieb; sogleich legte er darauf an und tödtete das arme Kind.

Andere Male, wenn er von der Jagd heimkehrte und nichts erbeutet hatte, da hetzte er seine Hunde auf die armen Leute im Felde und ließ sie zerfleischen wie wilde Thiere.

Aber das Allerschändlichste war, daß er eine nach der andern vier Frauen gehabt hatte, die waren alle eines plötzlichen Todes gestorben, ohne daß jemand erfahren konnte, wie oder warum; drum glaubte man allgemein, daß er sie umgebracht habe durch das Schwert oder durch Feuer, Wasser oder Gift.

Das wußte der König und Iriphyna ſo gut wie alle Leute, daher entgegnete er denn, ſeine Tochter ſei noch zu jung.

Aber die Abgeſandten verſetzten nach ihrer Weiſe trotzig, daß der Fürſt von Komorre dergleichen Ausrede nicht gelten ließe und ihnen befohlen habe, dem Könige den Krieg anzuſagen, wenn ſie die Prinzeſſin nicht mit heimbrächten.

Der König verſetzte, ſie möchten thun, wie ihnen beliebe.

Da nahmen die Abgeſandten eine Handvoll Stroh hervor, zündeten daſſelbe an, warfen es in die Luft, daß der Wind die Funken umhertrieb, und ſprachen, ſo ſolle ihres Fürſten Grimm über das Land des Königs ziehen.

Iriphyna's Vater war ein Mann von Muth, den eine ſolche Drohung nicht in Schrecken ſetzte. Er ſammelte ſeine Leute und rüſtete ſich zur Vertheidigung.

Wenige Tage darauf erſcholl die Botſchaft, daß der Fürſt von Komorre mit einem gewaltigen Heere über die Grenzen gebrochen ſei, und mit Trompeten und Kanonen wider die Hauptſtadt heranrücke.

Der König ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Leute und rückte dem Feinde entgegen.

Als der König das Schloß verlaſſen hatte und Iriphyna allein war und vor Beſorgniß weinte, da öffnete ſich die Thür und herein trat ein Einſiedler, der im Rufe großer Heiligkeit ſtehe und ſich auf viele Wunderdinge verſtehen ſollte. Er verkündete der Prinzeſſin, daß die beiden Heere in eine Schlacht

gerathen wären und ihr Vater den Sieg nicht erringen würde. Also solle sie ihn retten und dem Fürsten von Komorre ihre Hand geben.

Triphyna hub an zu jammern und zu klagen, aber der Einsiedler erwiderte:

— Fürchte nichts, Triphyna. Geh ruhig zu dem Fürsten von Komorre, er wird durch dich für seine Schandthaten Strafe leiden. Hier nimm diesen silbernen Ring so weiß wie Milch und merke: wenn der Fürst etwas wider dich im Sinne führt, so wird der Ring rabenschwarz werden. Das Uebrige wirst du schon sehen.

Der Ring verlieh der Prinzessin frischen Muth und sie willigte ein.

Schnell eilte der Einsiedler von dannen und verkündete den streitenden Heeren die freudige Botschaft. Zwar wollte der König trotz der Zustimmung seiner Tochter nicht beipflichten, da aber der Fürst so heilige Versprechen machte, so nahm er ihn endlich zum Eidam an.

Die Hochzeit wurde mit unerhörter Pracht vollzogen. Am ersten Tage wurden sechstausend Gäste bewirthet und am folgenden eben so viele Arme gespeiset und das junge Paar wartete ihnen bei Tafel auf. Dann ging es an den Tanz, wozu alle Spielleute aus beiden Reichen bliesen und geigten.

Als endlich die Knaben und Braten verzehrt und der Wein in den Flaschen ausgetrunken war, kehrte jeder wieder nach heim,

die schöne Tryphyna aber zog mit dem Fürsten von Komorre nach dessen Schloß.

Tryphyna fand den Riesen weit liebenswürdiger als sie sich vorgestellt hatte; sie konnte mit ihm machen was sie wollte, er war folgsam wie ein Hündchen und sanft wie ein Lamm. Die Kerker des Schlosses wurden aufgethan, keinem Menschen widerfuhr mehr ein Leides und die Leute sprachen voll Erstaunen:

— Wunderbar! seit die schöne Tryphyna unsers Fürsten Gemahlin ist, dürstet er nicht mehr nach Thränen und Blut!

Allein wie gut es Tryphyna auch hatte, so wurde sie doch immer traurig, wenn sie an den plötzlichen Tod dachte, der alle anderen Frauen des Riesen getroffen hatte. Sie wußte sich dann in ihrer Unruhe nicht anders zu helfen, als daß sie in die Schloßkapelle hinunter stieg und betete.

Nun fand um diese Zeit eine große Zusammenkunft aller Ritter und Herren statt, wohin der Fürst von Komorre sich begeben mußte.

Er nahm einen wehmüthigen Abschied von seiner lieben Tryphyna, händigte ihr alle Schlüssel vom Boden bis zum Keller ein und reiste mit großem Gefolge davon.

Ein halbes Jahr dauerte es, bis er wiederkam. Seine große Sehnsucht zu Tryphyna trieb ihn mit hastiger Eile zu derselben hin, und ehe sie sich dessen versah, trat er in ihr Zimmer, als sie eben ein Kindermützlein von Spitzen verfertigte.

Bei dieſem Anblick erbleichte der Fürſt und fragte wozu das Mützlein dienen ſolle, und als ihm Iriphyna ſagte, es ſolle für das Söhnlein ſein, welches ſie bekommen würde, da warf ihr der Rieſe einen fürchterlichen Blick zu und eilte von dannen, ohne ein Wort zu ſagen.

Die Prinzeſſin hatte kein Arg darauf, doch als ſie niederſchauete, um in ihrer Arbeit fortzufahren, da ſah ſie mit Entſetzen, daß der ſilberne Ring ſchwarz geworden war.

Sie ſtieß einen lauten Schrei aus, denn ſie gedachte der Worte des Einſiedlers und der Gefahr, die ihr bevorſtand.

Man kann ſich leicht denken, daß es die ſchöne Iriphyna am allermeiſten betrübte, daß ſie nicht wußte, weshalb ihr Gemahl Schlimmes gegen ſie ſinne. Vergeblich dachte ſie den ganzen Tag und bis ſpät in die Nacht hinein darüber nach, und als die Angſt ihr zuletzt gar keine Ruhe mehr ließ, ſtand ſie auf und ging in die Kapelle hinab.

Kaum hatte ſie ſich niedergekniet, da ertönte die Schloßuhr, und der Zeiger wies Mitternacht! In demſelben Augenblicke ſprangen die Gräber in der Kapelle auf und daraus hervor kamen die Frauen des Rieſen in ihren Todtenlaken.

Halbtodt vor Schrecken wollte Iriphyna entfliehen, aber die Leichen riefen ihr zu:

— Bleib hier, armes Weib! der Rieſe lauert auf um dich zu tödten.

— Mich? sagte die Prinzessin, und konnte vor Schrecken kaum noch reden, was habe ich gethan, daß er meinen Tod verlangt?

— Weil ihm geweissagt ist, daß sein eigener Sohn ihn tödten solle zur Strafe für seine Schandthaten, will er dich umbringen, wie er uns umgebracht hat.

Irxyona brach in Thränen aus.

O Himmel! jammerte sie, was fange ich an.

— Fliehe aus dem Schlosse des Riesen und kehre heim in das Land deines Vaters.

— Das ist nicht möglich, versetzte die Prinzessin, der große Hund des Riesen liegt auf dem Hofe und wacht.

— Gib ihm das Gift, womit sein Herr mich getödtet hat, sprach die erste Todte.

— Wie soll ich von der hohen Mauer auf die Erde nieder kommen?

Nimm den Strick, womit ich erwürgt bin, sagte die zweite Todte.

— Wer wird mich in der Finsterniß leiten?

Die Flamme, welche mich verbrannt hat, versetzte die dritte Todte.

— Und wie kann ich den langen Weg zurücklegen?

— Mit dem Stabe, der meinen Schädel zerschmettert hat, antwortete die vierte Todte.

Die Prinzeſſin nahm Stab, Flamme, Strick und Gift; ſie machte mit dem Gifte den Hund verſtummen, ſtieg an dem Stricke die Mauer hinab, und folgte an dem Stabe der Flamme, die ihr voranleuchtete nach ihres Vaters Reiche zu.

Am andern Morgen wollte der Rieſe Triphyna tödten aber ſie war verſchwunden und er ſuchte ſie vergebens in allen Zimmern und Winkeln.

Da merkte er, daß ſie nicht mehr im Schloſſe war, und ſtieg eilends auf den Wartthurm hinauf und ſchauete nach allen vier Winden.

Er ſchauete gen Mitternacht, da krächzte ein Rabe; er ſchauete gen Oſten, da flog eine Schwalbe, er ſchauete gen Mittag, da ſtrich eine Möve; endlich ſchauete er gen Weſten, da flatterte eine ſcheue Turteltaube.

Sogleich wußte er, daß Triphyna nach dieſer Richtung geflohen war, ließ ſein Pferd ſatteln und folgte ihr nach.

Die arme Prinzeſſin war noch in der großen Waldung, die des Rieſen Schloß umzog; der Ring, der abermals ſchwarz wurde, gab ihr zu erkennen, daß der Rieſe heranziehe. Schnell flüchtete ſie ſich über die Haide und kam zu der Hütte eines Hirten, darin war niemand außer einer alten Eliſter in einem Käfige an der Wand.

Die arme Fliehende verbarg ſich den ganzen Tag in der Hütte und klagte und weinte, und als die Nacht hereinkam,

machte sie sich wieder auf den Weg, und wählte die entlegensten Pfade zwischen den Kornfeldern hin.

Der Riese hatte die Heerstraße eingeschlagen, drum traf er die Prinzessin nicht. Zwei Tage lang jagte er vergebens umher, da kehrte er zurück, und unglücklicher Weise fügte es sich, daß er in die Hirtenhütte auf der Haide trat. Die Elster hatte Iriphyna's Klagen vernommen und weil ihr die Zunge gelöst war, so schwatzte sie die Worte, die sie gehört hatte, nach und wiederholte in einem fort:

— Arme Iriphyna' arme Iriphyna'

Hieraus nahm der Riese ab, daß die Prinzessin an diesem Orte gewesen war; er lockte seinen Spürhund, ließ ihn die Spuren aufsuchen und verfolgte so die entlegenen Wege der Prinzessin.

Iriphyna war mittlerweile immerfort gegangen und glücklich bis in die Nähe des Gebietes ihres Vaters gekommen. Sie konnte aber nicht mehr fort, sondern blieb in einem Dickicht liegen und gebar daselbst ein wunderschönes Knäblein.

Iriphyna nahm das Kind auf den Arm, herzte es und weinte vor Freude und vor Traurigkeit. Da kam auf einmal ein Falke heran geflogen und setzte sich vor ihr nieder. An dem goldnen Bande um den Hals desselben erkannte sie, daß es ihres Vaters Falke war. Sie rief ihn bei Namen, hielt ihm das silberne Ringlein hin und sagte:

— Flieg, mein Falke! flieg und bring meinem Vater diesen Ring, damit er daran erkenne, daß ich in großer Gefahr bin.

Der Vogel verstand, was sie meinte, nahm den Ring in seinen Schnabel und flog wie ein Blitz mit demselben davon.

Nicht lange darauf nahte sich der Riese mit seinem Spürhunde, und weil Iriphyna den Ring nicht mehr hatte, so ahnete sie nichts davon, bis sie die Stimme des Unholds vernahm.

Vor Schrecken zitterte sie am ganzen Leibe, und kaum behielt sie Zeit genug, ihr Kindlein in ihren Mantel zu wickeln und in einen hohlen Baum zu verstecken, so schnell jagte der Riese auf seinem Pferde heran.

Als er Iriphyna erblickte, stieß er ein Geschrei aus, wie ein wüthendes Thier, stürzte auf sie zu und hieb ihr mit einem Schlage den Kopf von den Schultern.

Weil aber das Kind in dem hohlen Baume versteckt lag, so bemerkte er es nicht, pfiff seinem Hunde und jagte davon.

Der Falke trug sein Ringlein richtig an den Hof des Königs.

Der König saß eben bei Tisch und sprach von seinem Töchterlein: da kam auf einmal der Falke herangeflogen und legte das silberne Ringlein auf den Tisch.

Alsbald erkannte der König, daß es des Einsiedlers Ringlein war; er ließ den heiligen Mann rufen und der sagte ihm, wie die Sachen stunden.

— Auf' auf' Herr König' rief er, laßt Pferde satteln, eure Tochter ist in Gefahr.

Schnell wurden Pferde geschirrt und der König mit dem Einsiedler und einem großen Geleite machten sich auf.

Der Falke flog voran und zeigte den Weg und die Pferde jagten fast eben so schnell, als der Falke fliegen konnte, als sie aber an der Stelle angekommen waren, fanden sie den Leichnam der Prinzessin todt daliegen, und das Kindlein schrie in dem hohlen Baume.

Der König warf sich auf die Erde, raufte sich das Haar und jammerte, daß es die Eichen rühren konnte; allein der heilige Mann tröstete ihn und bat ihn zu schweigen.

Er trat zu dem Leichname und sprach ein Gebet darüber hin, dann befahl er:

— Erhebe dich!

Der Leichnam that, wie ihm geboten.

— Nimm dein Haupt und dein Kind und folge uns zum Schlosse des Riesen! gebot der Einsiedler weiter.

Die Todte gehorchte auch hier; die verwunderte Truppe stieg wieder zu Pferde und fort ging es in gesprengtem Galopp nach des Riesen Schloß. Der Leichnam der Prinzessin war beständig voraus, wie schnell die Pferde auch laufen mochten, und hielt auf dem linken Arme das abgehauene Haupt und auf dem rechten das neugeborene Kind.

So kamen sie insgesammt vor das Schloß des Riesen.

Der Riese hatte sie kommen sehn und die Zugbrücke aufziehen lassen.

Aber der Einsiedler faßte den Leichnam der Prinzessin bei der Hand, näherte sich dem Graben und rief mit lauter Stimme:

— Fürst von Komorre, ich bringe dir dein Weib, so wie dasselbe durch deine Mörderhand geworden ist, sammt dem neugebornen Kindlein, das dir gehört. Willst du sie aufnehmen unter dein Dach?

Der Riese antwortete nicht.

Zum zweiten Male hub der Einsiedler an zu fragen, allein keine Stimme gab Antwort, und als er zum dritten Male gefragt hatte und wieder keine Antwort erfolgte, da nahm er das Kindlein von dem Arme des Leichnams und setzte es auf die Erde.

O Wunder! das Kindlein begann zu gehen, ganz allein und ohne Beistand, und ging bis an den Rand des Schloßgrabens, nahm eine Hand voll Sand, schleuderte sie gegen das Schloß zu in die Luft und rief mit muthiger Stimme:

— So zerstiebe mit deinem Schlosse wie dieser Sand, du Frevler! das Maß deiner Sünden ist voll!

In demselben Augenblicke stürzten die Thürme mit gewaltigen Lärmen zusammen, die Mauern zerissen und das ganze Schloß brach in sich zusammen und begrub den Riesen sammt Allen, die Theil an seinem Verbrechen gehabt.

Dann trat der Einsiedler zu dem Leichnam, der den abgehauenen Kopf noch immer trug, nahm ihm das Haupt von dem

linken Arme, ſetzte denſelben wieder zwiſchen die Schultern und ſprach ein Gebet; ſogleich öffnete der Kopf die Augen — die ſchöne Prinzeſſin war wieder am Leben und ſie und das Land von dem argen Rieſen gerettet.

Mit lautem Jubel brachte ſie der König und ſein Gefolge mit dem wunderſchönen Kindlein nach dem Schloſſe zurück, und Alle prieſen den heiligen Mann, der war aber kein andrer als Sankt Velten.

Die drei Almoſen.

Vor langer Zeit lebten einmal zwei junge Herren, die waren ſo reich, als ſie nur begehrten, und ſo ſchön, daß ihre Mutter ſie nicht ſchöner wünſchen konnte. Sie hießen Tonyk und Mylio.

Mylio, der ältere Bruder, zählte gegen ſiebzehn Jahre und Tonyk deren vierzehn. Beide hatten eine vortreffliche Erziehung genoſſen, ſo daß jeder Pfarrer oder Amtmann werden konnte, wenn er das Alter und Luſt dazu gehabt hätte.

Tonyk war gut und immer bereit, den Armen zu helfen und Beleidigungen zu verzeihen. Sein Herz war immer willfährig zum Lieben und ſeine Hand zum Geben; während Mylio dagegen keinem geben mochte, was ſeine Schuld war. Er handelte immer noch ab und wenn man ihn beleidigte, ſo rächte er ſich mit aller Macht, die ihm zu Gebote ſtand.

Ihr Vater war geſtorben, als ſie beide noch klein geweſen und die Mutter, eine treffliche Frau, hatte ſie ſelbſt erzogen. Als die Knaben älter geworden, dachte ſie dieſelben zu einem fernen Onkel zu ſchicken, damit ſie von deſſen gutem Rathe lernten und ſpäter einmal ſeine großen Reichthümer erbten.

Eines Tages alſo gab ſie jedem einen neuen Hut, Schuhe mit ſilbernen Schnallen, einen himmelblauen Mantel, eine volle Geldbörſe und ein gutes Pferd; damit trug ſie ihnen auf zu dem Bruder ihres Vaters zu ziehen.

Die beiden Jünglinge machten ſich auf den Weg, voller Freuden, ein fremdes Land zu ſehen. Sie ließen die Pferde ſo ſchnell laufen, daß ſie ſchon am dritten Tage in ein fremdes Reich kamen, wo andere Bäume wuchſen und andere Früchte auf dem Felde ſtanden.

Als ſie eines Morgens über einen Kreuzweg ritten, ſahen ſie eine arme Frau neben dem ſteinernen Kreuze am Wege ſitzen, die hielt ihr Geſicht mit der Schürze verhüllt.

Lonyk hielt ſein Pferd an und fragte, was ihr fehle.

Die Bettlerin antwortete ſchluchzend, geſtern ſei ihr Sohn geſtorben, ihre einzige Stütze, und nun ſei ſie der Barmherzigkeit fremder Leute überlaſſen.

Lonyk wurde gerührt, aber Mylio, der etwas weiterhin gehalten hatte, rief ihm ſpöttiſch zu:

— Du wirſt doch nicht der erſten beſten Bettlerin glauben! Dieſe Frau hat es nur auf den Beutel der Reiſenden angelegt.

Lonyk verſetzte: — Rede nicht ſo grauſam, lieber Bruder, deine harten Worte bringen ſie zum Weinen. Sieh doch nur, wie ſie an Geſtalt und Alter unſrer Mutter gleicht.

Dann wendete er ſich an die Bettlerin und ſagte, indem er ihr ſeine Börſe reichte: — Nehmt, arme Frau! ich kann

freilich nicht viel thun, allein der Himmel wird ſchon weiter helfen.

Die Bettlerin nahm die Börſe, küßte ſie und ſagte zu Tonyk: — Edler Herr, ihr habt eine arme Frau reich gemacht, ſo verſchmähet von meiner Hand dieſe Nuß nicht, es befindet ſich eine Weſpe darin, die einen diamantenen Stachel hat.

Tonyk nahm die Nuß, dankte der armen Frau und ſetzte ſeinen Weg mit Mylio fort.

Es währte nicht lange, ſo erreichten ſie den Saum eines Waldes und trafen da einen Knaben, der war halbnackt und ſuchte in den Löchern der Bäume und ſang eine kummervolle Weiſe vor ſich hin. Zuweilen ſchlug er die erſtarrten Hände über einander, um ſie ein wenig zu erwärmen, und ſagte dazu in ſingendem Tone — O, mich friert' o, mich friert! — Man konnte ſeine Zähne klappern hören.

Bei dieſem Anblick traten Tonyk Thränen in die Augen und er ſagte zu ſeinem Bruder:

— Ach Mylio! was muß der arme ſchuldloſe Knabe von der Kälte ausſtehen.

— Da muß er recht froſtig ſein! entgegnete Mylio; ich fühle die Kälte ſo ſchneidend nicht.

— Ja, du haſt eine Sammtweſte an und darüber einen Fuchspelz und obenüber noch den himmelblauen Mantel; er aber iſt halbnackt.

— Ha! lachte Mylio, es iſt ein kleiner Bauernjunge.

— Ach, erwiederte Tonyk, mir thut das Herz weh, wenn ich denke, daß du an seiner Stelle geboren sein könntest ich kann ihn nicht so leiden sehn.

Bei diesen Worten hielt er sein Pferd an, rief den Knaben herbei und fragte ihn, was er da mache.

— Ich suche Meisen, die in den Löchern der Bäume schlafen, antwortete der Knabe.

— Und was machſt du mit den Meiſen?

— Wenn ich viele gefangen habe, bringe ich ſie zum Verkauf in die Stadt, damit ich mir ein Kleid kaufen kann, das mich warm hält, als ob die liebe Sonne immer ſchiene.

— Haſt du ihrer welche gefunden? fragte Lenyk.

— Hier eine einzige, entgegnete der Knabe, und zeigte einen kleinen Binſenkaſig, worin eine Blaumeiſe ſaß.

— Gib her, ich nehme ſie dir ab, ſagte Lenyk, und warf ihm den himmelblauen Mantel über. Hülle dich da hinein, er iſt dir koſtbarer als mir.

Die beiden Brüder ſetzten nun die Reiſe fort. Mylio verhöhnte ſeinen Bruder, und Lenyk hatte anfänglich ein wenig vom Nordwinde zu leiden, weil ihm der Mantel fehlte. Aber als ſie durch den Wald gekommen waren, wurde der Wind mäßiger, der Nebel verzog ſich und die Sonne warf einige freundliche Strahlen durch die Wolken.

Sie kamen bald an eine Flur, wo eine Quelle floß, und neben derſelben ſahen ſie einen Greis ſitzen, in Lumpen gehüllt und einen Bettelſack auf der Schulter. Wie er die Reiter bemerkte, rief er ſie mit flehender Gebehrde an. Lenyk näherte ſich ihm. — Was begehrt ihr, alter Papa? fragte er und zog vor dem ehrwürdigen Greiſe den Hut ab.

— Ach, meine lieben Herren! antwortete dieſer; ihr ſeht, meine Haare ſind grau, und meine Wangen eingefallen. Ich bin vor Alter ſo ſchwach geworden, daß mich meine Beine nicht

mehr tragen. Ich muß hier umkommen, wenn mir nicht einer von euch ſein Pferd verkaufen will.

— Dir eins von unſeren Pferden verkaufen, du Bettler! rief Mylio mit verächtlichem Tone, womit willſt du es bezahlen?

— Schauet dieſe ausgehöhlte Eichel! antwortete der Bettler: es ſitzt eine Spinne darin, die Fäden ſpinnt, ſtärker als Stahl. Ueberlaßt mir eins von euren Pferden, ich gebe euch die Eichel mit der Spinne dafür.

Der ältere Bruder ſchlug ein helles Gelächter auf.

— Haſt du's gehört, Lonyk? rief er aus. Ich glaube, der Alte iſt ein höchſt unverſchämter Narr.

Der jüngere Bruder aber entgegnete ſanft:

— Ein Armer kann nicht mehr darbieten, als er hat.

Er ſtieg vom Pferde, näherte ſich dem Greiſe und ſagte:

— Ich gebe euch mein Pferd, guter Alter, nicht des Preiſes wegen, den ihr dafür bietet, ſondern der reinen Barmherzigkeit willen iſt es euer.

Der Greis wünſchte ihm tauſendfachen Segen, beſtieg mit ſeiner Hilfe das Pferd und verſchwand in der Flur.

Mylio aber konnte dies letzte Almoſen ſeinem Bruder nicht verzeihen.

— Unſinniger Verſchwender! rief er zornig, du mußt dich über den Zuſtand ſchämen, in den dich deine Thorheit gebracht hat. Du denkſt wohl, nachdem du all das Deinige vertan haſt, mit mir das Geld, den Mantel und das Pferd zu theilen! Da haſt du dich aber betrogen. Du ſollſt durch Schaden klug werden. Die Entbehrungen, welche deiner Ver-

ſchwendung folgen, mögen dich für die Zukunft Sparſamkeit lehren.

Du haſt Recht, mein Bruder! entgegnete Tonyk ſanft. Es wird mir keine üble Lehre ſein und ich bin nicht geſonnen, ihr auf deine Koſten zu entlaufen. Es iſt mir nicht eingefallen, dein Geld, dein Pferd oder deinen Mantel in Anſpruch zu nehmen; reite ruhig und glücklich deines Wegs, ohne dich um mich zu kümmern.

Mylio antwortete nicht, ſondern gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte fort. Tonyk ging zu Fuße hinterdrein, allein er hegte keinen Groll gegen den Bruder.

Sie befanden ſich nicht mehr weit von einer Thalſchlucht, durch welche der Weg führt. Man nannte ſie nicht anders als die Höllenſchlucht, denn auf der Spitze des Felſen, welche zu beiden Seiten in die Höhe ragten, hauſete ein Rieſe, der lauerte dort auf die Reiſenden, wie ein Jäger auf das Wild. Dieſer Rieſe war blind und hatte keine Füße, aber er hatte ein ſo ſcharfes Ohr, daß er das Gras in der Erde wachſen hörte, und war ein großer Zauberer. Seine Diener waren zwei abgerichtete Adler, ein weißer und ein rother, dieſe ſchickte er aus, die Beute zu fangen, welche er kommen hörte. Wenn die Leute aus der Gegend durch die Schlucht gehen mußten, ſo zogen ſie die Schuhe aus, gingen barfuß, und wagten nicht, laut zu athmen, aus Furcht, der Rieſe möchte es hören.

Mylio wußte nichts davon, er ritt hochmuthig in die Thalschlucht hinein; das Geräusch, welches die Eisen des Pferdes auf den Steinen verursachten, weckte den Riesen.

— Halloh! rief er, meine Leibjäger, wo seid ihr?

Adler weiß und Adler roth eilten herbei.

— Geht und holt mir zum Abendbrode, was da unten durchs Thal zieht, rief der Riese.

Die beiden Adler schossen schnell wie Pfeile in die Schlucht hinab, faßten Mylio bei seinem himmelblauen Mantel und schleppten ihn in die Höhe zu der Wohnung des Riesen.

Lonvk kam in diesem Augenblicke an den Eingang der Schlucht. Er sah seinen Bruder von zwei Adlern in die Luft gerissen, stieß ein lautes Geschrei aus und stürzte hinzu. Jedoch die Adler verschwanden mit Mylio in wenigen Augenblicken hinter den Wolken, welche die Spitze des Felsens bedeckten.

Stumm und bewegungslos vor Schrecken stand Lonvk da und betrachtete die himmelhohen Felsenwände, die steil wie Mauern sich erhoben.

— O mein Bruder, mein Bruder! rief er endlich aus, wie rette ich meinen Bruder!

Da ließen sich plötzlich drei feine Stimmen neben ihm vernehmen, die sagten: — Wer wird denn gleich verzweifeln bei jedem geringen Unfalle?

Lonvk sah sich erstaunt um. — Wer hat zu mir gesprochen, und wo seid ihr? fragte er.

— In deiner Rocktasche, versetzten die drei Stimmen.

Lonyk griff in die Tasche und zog die Nuß, die Eichel und den kleinen Binsenkäfig hervor. Er erinnerte sich der drei Thierlein, welche darin eingeschlossen waren und fragte:

— Ihr wollt meinen Bruder Mylio retten?

— Ja! ja! ja! antworteten die Thierlein mit ihren drei verschiedenen Stimmen.

— Und wie wollt ihr das anfangen, meine armen Spielkinger? fragte Lonyk weiter.

— Oeffne unsere Käfige, so sollst du es erfahren.

Lonyk that, was sie verlangten. Da eilte die Spinne zu einem nahen Baume und fing an ein glänzendes Gewebe zu spinnen, so fein wie Seide, aber stärker als Stahl. Dann flog die Blaumeise hinzu, nahm die Spinne auf den Rücken und stieg mit ihr immer höher und höher, bis das Gewebe, dessen Fäden eine Art Treppe bildeten, auf die Spitze des Felsens reichte. Lonyk stieg nun auf der Wunderleiter in die Höhe. Die Wespe flog lustig schwirrend vor ihm her und so kamen sie zusammen in die Wohnung des Riesen.

In einer großen Steinhöhle, hoch wie eine Kirche, saß der Riese ohne Augen und Füße. Er schien fröhlichen Muths zu sein, denn er schaukelte sich hin und her, was anzusehen war, als ob eine ungeheuere Pappel sich bewege, dazu sang er mit lauter Stimme und wetzte ein großes Messer, um Mylio zu schlachten.

Dieſer lag ihm zu Füßen, die Arme und Beine waren ihm auf dem Rücken zuſammengebunden, ſo daß er ausſah wie ein Hühnchen, das an den Bratſpieß geſteckt werden ſoll. Die beiden Adler ſaßen in einer Ecke am Heerde, der eine drehete einen Bratſpieß, der andre legte Holz zum Feuer.

Vor dem Lärm, den ſein Geſang und das Wetzen des Meſſers verurſachte, bemerkte der Rieſe die Ankunft Lonyk's und ſeiner drei kleinen Gefährten nicht. Aber Adler roth bemerkte ihn; er ſtürzte auf ihn zu und wollte ihn mit ſeinen Krallen packen, allein die Weſpe war ſchnell zur Hand und ſtach ihm mit den Diamantſtachel die Augen aus. Adler weiß wollte ſeinem Bruder zu Hülfe eilen, jedoch es ging ihm nicht beſſer und er wurde ebenfalls blind. Danach flog die Weſpe auf den Rieſen, der ſich bei dem Geſchrei ſeiner Diener aufgerichtet hatte, und ließ ihm mit ihrem Stachel weder Raſt noch Ruhe. Der Rieſe ſtieß ein entſetzliches Gebrülle aus, allein er mochte ſchlagen was er wollte, er konnte die Weſpe nicht treffen, weil er keine Augen hatte, zu ſehen, und er konnte auch nicht fort, weil er keine Füße beſaß, zu gehen. Endlich warf er ſich mit dem Geſichte auf die Erde, um dem ſcharfen Stachel ſein Geſicht zu entziehen. Da eilte die Spinne herbei und ſpann ein Netz über ihn, ſo fein wie Seide, ſo ſtark wie Stahl, darin lag er gefangen und konnte ſich nicht rühren.

Wohl rief er ſeine beiden Adler zu Hilfe aber umſonſt. Dieſe hatte der Schmerz wüthend gemacht und da ſie den Rieſen

überwunden wußten, fürchteten ſie ſich auch nicht mehr vor ihm, ſondern dachten ſich für die lange Sklaverei, worin er ſie gehalten, zu rächen. Sie eilten gegen ihren bisherigen Herrn, ſchlugen heftig mit den Flügeln und zerfleiſchten ihn voll Wuth durch das Stahlnetz hindurch. Mit jedem Schnabelhiebe riſſen ſie ihm ein Stück Fleiſch ab und hörten nicht eher auf, bis die bloßen Knochen zum Vorſcheine kamen. Dann ſetzten ſie ſich zur Ruhe, weil aber das Fleiſch eines Zauberers unverdaulich iſt, ſo fielen ſie auf demſelben Flecke todt nieder.

Tonyk löſet die Feſſeln ſeines Bruders, umarmte ihn unter Freudenthränen und ging mit ihm aus der Höhle des Rieſen an den Rand des Felſens. Da erſchienen geſchwinde die Blaumeiſe und die Weſpe, die ſich wie Pferde an den Binſenkäfig geſpannt hatten. Der kleine Binſenkäfig verwandelte ſich in eine ſtattliche Karoſſe und ſie luden die Brüder ein, ſich einzuſetzen. Die Spinne ſtellte ſich als Diener hinten auf und mit Windesſchnelle ging es davon.

Tonyk und Mylio gelangten auf dieſe Weiſe mit leichter Mühe über Wieſen, Wälder, Berge und Dörfer hinweg — denn in der Luft gibt es überall nur die beſten Wege — bis zu dem Schloſſe ihres Onkels.

Da ſenkte ſich die Karoſſe zur Erde und rollte nach der Zugbrücke, wo die Brüder ihre beiden Pferde angebunden fanden. An dem Sattel des Pferdes, das Tonyk gehörte, war aber die Börſe und der Mantel aufgehängt, nur daß die Börſe

wen größer und voller, und der Mantel ganz mit Edelsteinen besetzt war.

Tonyk sah voll Erstaunen nach der Karosse, um zu fragen, was dies bedeute, allein die Karosse war verschwunden und statt der Peitsche, der Meise und der Spinne standen drei glänzende Engel da.

Die Brüder fielen vor Staunen und Bewunderung auf die Erde nieder; der schönste und herrlichste der Engel aber trat zu Tonyk und sagte:

— Fürchte dich nicht, liebes Herzchen! Wir heißen die guten Werke; die arme Frau, der frierende Knabe und der lahme Greis waren wir. Bleibe immer so gut, wie du bisher warest, und du, Mylio, nimm dir ein Beispiel daran; du hast nun erkannt, daß auch der Geringste uns nützen kann.

Nach diesen Worten erhoben sie sich in die Luft und stiegen immer weiter in die Höhe, bis sie zuletzt wie Schwalben in den Wolken verschwanden.

Mylio umarmte seinen Bruder Tonyk, dessen gutes Herz ihn gerettet hatte, und wurde seitdem freundlich und mild wie dieser.

Schilfmännchen.

Zu einer Zeit, da es noch keine Kalender gab und man drum an keine Jahrszahlen dachte, wohnte in dem schönsten Hofe des Thals ein braver Landmann, der hatte eine Tochter, die hieß Bärbchen. Man rühmte Wunder von ihrer Schönheit, vor allen Dingen aber pries man sie als die beste Tänzerin und die schmuckeste Jungfrau des Landes.

Wenn sie Sonntags in die Kirche ging, trug sie ein goldgesticktes Mützchen, ein Spitzentüchlein um den Hals, fünf Röcke über einander und Schuhe mit silbernen Schnallen, so daß Alle neidisch auf sie blickten und vor Mißgunst die Nase rümpften.

Bärbchen kümmerte sich wenig darum, kamen doch die hübschesten Burschen um sie herum und flüsterten einander ihr Lob in die Ohren, daß sie oft roth wurde bis über die Augen, wenn sie's abseits vernahm.

Unter allen jungen Burschen, die auch Bärbchen ausschaueten, gab es einen, dem das Herze zu allermeist brannte, der war der Hofknecht ihres Vaters, ein flinker Arbeiter und

treuer Geſell, allein er war blöde und befangen und häßlich wie ein Schneider. Drum hörte auch das Mägdlein nicht auf ihn, obgleich er ſonſt ein wackerer Menſch war, und ſagte ihm immer, wenn er ſie anredete, er wäre ein ungeſchlachter Eſel.

Jochem liebte ſie aber recht aus Herzens Grunde und duldete es, daß ſie ihn ſchalt, allein es bekümmerte ihn ſchwer, daß die, welche er liebte, ihm neben ſo viel Luſt unſäglichen Kummer verurſache.

Eines Abends trieb er die Pferde von der Weide heim und hielt unterwegs an einem ſumpfigen Waſſer an, um ſie zu tränken. Er ſtand ein wenig ſeitwärts, den Kopf auf die Bruſt hängend und tief aufſeufzend, denn er dachte an Bärbchen, als auf einmal eine Stimme aus dem Schilfe des Sumpfs erſcholl und ihm zurief:

— Weswegen betrübſt du dich ſo, Jochem? man muß nicht ſogleich verzweifeln.

Jochem hob das Haupt voll Erſtaunen empor und fragte, wer denn da rede?

— Ich bin's, das Schilfmännchen' verſetzte dieſelbe Stimme.

— Ich ſehe niemand! rief Jochem aus.

— Schau nur recht zu, ſo wirſt du im Schilfe einen ſchönen grünen Froſch erblicken. Ich nehme allerlei Geſtalten an, wie's mir gefällt, wenn ich nicht eben Luſt habe, unſichtbar zu ſein.

— Kann man dich denn auch in deiner gewöhnlichen Gestalt sehen?

— Warum das nicht! Sogleich, wenn's dir Spaß macht.

Mit diesen Worten sprang der Frosch auf den Rücken des einen Pferdes und verwandelte sich plötzlich in ein Zwerglein mit grünem Gewande und zierlichen blanken Stiefeln an den Füßen.

Jochem erschrak ein wenig und fuhr etliche Schritte zurück; allein der Zwerg sagte, er solle sich nicht fürchten, denn er thue ihm nichts zu Leide, sondern wolle ihm nützen.

— Und womit habe ich deine Gunst verdient! fragte der Hofknecht ein wenig mißtrauisch.

— Du hast mir im vorigen Winter einen Dienst erwiesen, versetzte Schilfmännchen. Meine Brüder und ich leben mit den Kobolden aus den Höhlen und Löchern im Kriege, weil sie's uns zum Verbrechen anrechnen, daß wir den Menschen wohlwollen. Wir mußten uns flüchten und in allerlei Thiergestalten verbergen, und von der Zeit her haben wir uns daran gewöhnt, in allerlei Verwandlungen umherzustreifen, das hat mir Gelegenheit gegeben, dich kennen zu lernen.

— Wie so?

— Erinnerst du dich wohl, daß du vor etwa drei Monaten im Erlenbusch arbeitetest, und dort ein Rothkehlchen in der Schlinge fandest!

O ja, unterbrach Jochem. Ich erinnere mich wohl, ich gab ihm die Freiheit und sagte: du frißt kein Korn; da, nimm deine Freiheit, Himmelsvöglein!

— Nun, das Rothkehlchen war ich! In dem Augenblicke nahm ich mir vor, dein Freund zu sein; um dir einen Beweis zu geben, will ich dir Bärbchen zum Gemahl verschaffen, weil dein Herz sie liebt.

— Ach! Schelmmännchen, wenn du das könntest! ich gäbe dir alles in der Welt, blos Leib und Seele nicht.

Laß mich machen! binnen hier und ein Paar Monden soll der Ackerhof und das Mägdlein dir gehören.

— Und wie willst du das anfangen?

Das sollst du schon erfahren. Vor der Hand rauch' dein Pfeifchen, iß, schlaf und kümmre dich um nichts.

Jochem meinte: die Bedingungen wären so schwer nicht und er wolle ihnen schon nachkommen. Darauf dankte er, zog den Hut und trieb seine Pferde weiter zum Gehöft.

Der nächste Tag war ein Sonntag: Bärbchen stand früher als gewöhnlich auf und ging zu den Kuhställen, worüber sie zu sorgen hatte. Zu ihrem großen Erstaunen fand sie schon alles in Ordnung: die frische Streu war gelegt, neues Futter in die Krippen gethan, die Kühe gemolken und die Milch gebuttert. Weil sie am Abende vor Jochen gesagt hatte, daß sie bei Zeiten fertig sein wolle, um zur Kirchweih gehen zu können, so dachte sie natürlich, daß er das alles gethan habe, und dankte

ihm dafür. Jochem aber versetzte kurzab, er wisse nicht, was sie meine. Nichts deste weniger blieb Bärbchen bei ihrer Meinung.

Derselbe Dienst wurde ihr von nun an alle Tage erwiesen. Niemals war der Stall so rein und die Kühe so blank und fett gewesen. Bärbchen fand alle Morgen und Abend ihre Schalen voll Milch und ein Pfund frisch geschlagene Butter zierlich mit grünen Blättern belegt. Drum gewöhnte sie sich nach Verlauf einiger Wochen daran, und stand nicht eher auf bis die Sonne hoch am Himmel schien und es Zeit war ans Frühstück und Mittagsmahl zu denken.

Allein auch diese Arbeit wurde ihr bald abgenommen, denn als sie eines Morgens aus dem [illegible]e stieg, fand sie das Haus gefegt, die Geräthe geputzt, die [illegible]ppe auf dem Feuer und das Brod in Scheiben zerschnitten, so daß ihr nichts übrig blieb, als in die Hausthür zu treten und die Knechte und Mägde herein zu rufen.

Wiederum dachte sie, daß dies von Jochem herrühren und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, Jochem sei doch ein vortrefflicher Mann für eine Frau, welche die Ruhe und Vergnügen liebe.

In der That, Bärbchen brauchte vor Jochem nur einen Wunsch zu äußern, so wurde er auch sogleich erfüllt.

Wenn der Wind kalt ging oder die Sonne zu heiß brannte, daß Bärbchen ſich ihre ſchöne Haut zu verderben fürchtete, wenn ſie zum Quell ginge, ſo ſagte ſie leiſe:

— Ich wollte, meine Eimer ſtänden gleich voll an ihrem Platze und meine Krüge wären gefüllt.

Dann ging ſie zu einer Nachbarin plaudern und wann ſie wiederkam, ſtanden Eimer und Krüge auf dem Steintiſche, wie ſie's gewünſcht hatte.

War es ihr zu beſchwerlich, das Brod zu backen, oder der Ofen zu unbequem zu heizen, ſo brauchte ſie nur zu flüſtern:

— Ich wollte auch lieber, daß ich meine ſechs funfzehnpfündigen Brode auf der Platte über der Mulde hätte!

Und ein Paar Stunden ſpäter waren die ſechs Brode da.

Däuchte ihr der Markt zu weit und der Weg zu ſchlecht, ſo ſagte ſie den Tag zuvor nur:

— Weshalb bin ich nicht ſchon wieder zurück mit den leeren Milcheimern und Butternäpfen, ein Pfund ſchwarze Kirſchen in der Schüſſel und mein Geld in der Taſche.

Und am andern Morgen beim Aufſtehen fand ſie zu Füßen des Bettes die Milcheimer leer, die Butternäpfe gleichfalls, das Pfund ſchwarze Kirſchen in der hölzernen Schale und ein ſchönes Stück Geld in der Taſche.

Damit hatte es aber noch lange nicht ſein Bewenden. Wollte ſie einem andern Mädchen etwas zu wiſſen thun oder ſie beſtellen, verlangte ſie ein Band in der Stadt zu kaufen oder

zu wiſſen, wann die Kirche anging oder der Tanz, ſo war Jochem immer bei der Hand; ſie brauchte nur zu ſagen was ſie wollte, gleich war es geſchehen. Dies ging ſo weit, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe ſogar an ihren Freundinnen rächen und ihnen einen unſchuldigen Schabernack ſpielen konnte.

Auf dieſe Weiſe geſchah es, daß ſie nicht mehr ohne Jochem leben konnte; denn den hielt ſie in ihren Gedanken für den Urheber von allem; er diente ihr für ihre Ruhe wie für ihr Vergnügen, für ihre Freundſchaften und für ihre Rache, mit einem Worte, er war ihr ein und alles.

Als die Sachen ſo ſtanden, wies das Schilfmännchen ſeinen Schützling an, er ſolle ſeine Bewerbung wiederholen, und wirklich hörte Bärbchen ihn diesmal bis zu Ende. Sie fand ihn wohl zu täppiſch und häßlich zu einem Liebhaber, aber vollkommen gut für einen Ehemann. Bei ihm konnte ſie ſchlafen bis zum Morgenbrod gleich einem Fräulein in der Stadt, ſie konnte ſchöne Kleider tragen, an Nachbars Thüre plaudern gehen, die Hände unter die Schürze ſchlagen und alle Sonntage beim Tanze erſcheinen. Jochem ſorgte ja für ſie. Er arbeitete für ſie, er führte das Haus für ſie. Jochem wäre das Laſtvieh, welches den Wagen zöge, und Bärbchen ſäße oben auf dem Klee und triebe ihn mit der Peitſche an.

So dachte das Mägdlein in ihrem Sinne und antwortete dem Burſchen: er ſolle zum Vater gehen, was der ſage, wolle ſie thun.

Sie wußte aber im voraus, daß der Vater einwillige, denn er hatte schon oftmals erklärt, es könne keiner besser einem Landwesen vorstehen als Jochem.

Also wurde im nächsten Monate Hochzeit gemacht und wenige Tage darauf verschied der Vater und hinterließ Haus und Hof den jungen Leuten.

Das war für Jochem keine kleine Last. Allein das Schelmännchen kam ihm zu Hilfe. Schelmännchen diente ihm als Knecht und leistete mehr als sechs Tagelöhner, er hielt Gerätbe und Pferde in gutem Stande, besserte das Schadhafte aus und gab die beste Zeit zum Säen oder Pflanzen an. War einmal schleunige Arbeit noth, so rief Schelmännchen seine Brüder und alle Zwerglein eilten mit Hacke, Sichel oder Rechen herbei; fehlte es an Zugvieh, so schickte Schelmännchen Jochem hin, wo seine Brüder wohnten, und da brauchte er nur zu sagen:

Liebe Zwerglein, seid so gut und leiht mir ein Paar Ochsen oder ein Gespann Pferde mit allem, was dazu gehört.

Flink im Augenblicke war das Verlangte da.

Für alles das verlangte Schelmännchen keinen andern Lohn, als täglich eine Milchschale voll Milch. Deshalb liebte Jochem ihn denn auch wie einen Sohn.

Barbara dagegen haßte ihn und das nicht ohne Grund. Denn gleich am andern Morgen nach ihrer Hochzeit bemerkte sie voll Verwunderung, daß die Hilfe, welche ihr bisher erwiesen war, aufgehört hatte, und als sie sich darüber gegen

Jochem beklagte, und dieser nicht recht verstand, was sie damit sagen wollte, fing Schilfmännchen hell an zu lachen und bekannte daß er ihr alle jene Dienste erzeigt habe, allein blos vor der Hochzeit, und um Jochems willen. Jetzt gäbe es andere Sachen zu thun und sie möge nun immer wieder anfangen, sich um das Hauswesen zu kummern.

Bärbchen sah sich also in ihren Hoffnungen getäuscht und wurde in ihrem Herzen Gift und Galle gegen Schilfmännchen. Morgens, wenn sie vor Tage aufstehen mußte, um zu melken oder zu Markte zu gehen, und abends wenn sie bis Mitternacht buttern mußte, verwünschte sie Schilfmännchen, von dem die falschen Hoffnungen auf ein müßiges, angenehmes Leben ausgegangen waren. Und wenn sie dann das gelbbraune Antlitz Jochems sah, und sein struppiges Haar und die schelen Augen, da wurde ihr Zorn noch unbändiger.

— Nein, verwünschtes Schilfmännchen, das vergebe ich dir nimmer, daß du mich so angeführt hast, damit ich Jochem zum Manne nähmen, und ich gedenke es dir schon einmal'

Eines Tags indessen war sie zu einer Hochzeit auf dem benachbarten Dorfe eingeladen und zufällig war das Reitpferd krank und alle übrigen in der Arbeit, weil sie nun aber doch nicht zu Fuß gehen wollte, so überwand sie sich und verlangte vom Schilfmännchen ein Saumpferd.

Schulmännchen ſchickte ſie hinaus an das Meer zu ſeinen Pferdern und bat ihr ſcharf ins Gedächtniß, daß ſie Stück für Stück alles forkern müſſe, was zu einem Pferde gehört.

Bärbchen ging und dachte nicht beſſer thun zu können, als wenn ſie ſagte:

„Zwerglein, meine lieben Freunde' leiht mir ein ſchwarzes Roß mit Augen, Maul, Ohren, Zaum und Sattel.

Auf der Stelle ſtand das Roß vor ihr und ſie ſtieg auf und ritt zur Hochzeit.

Unterwegs bemerkte ſie, daß alle Leute ihr erſtaunt nachſahen und lachten.

„Schauet, ſchauet' die hat den Schweif ihres Pferdes im Stalle hängen laſſen.

Bärbchen blickte hinter ſich und wahrhaftig ihr Pferd hatte keinen Schwanz' . . . . Sie hatte vergeſſen, auch den Schweif zu verlangen und die Zwerge hatten ſich genau an ihre Worte gehalten.

Bärbchen ward vor Aerger ganz roth, ſie verſuchte das Roß ſchneller anzutreiben, allein es half kein Schlagen und Treten, das Saumthier ging ſeinen Schritt und Bärbchen mußte von jedem Vorüberziehenden eine Spötterei anhören.

Endlich über Schulmännchen kam ſie am Abende nach Haus, denn ſie maß ihm bei, daß er ihr abſichtlich dieſen Streich geſpielt habe, und ſie beſchloß, bei erſter beſter Gelegenheit Rache an ihm zu nehmen.

Darüber brach der Frühling ein und weil der Mai die Feſtzeit der Zwerge iſt, ſo bat Schilfmännchen Jochem um die Erlaubniß, ſeine Kameraden einladen zu dürfen, um die Nacht in der Scheunenflur mit ihnen zu eſſen und zu tanzen und ſich zu vergnügen.

Jochem konnte natürlich nicht Nein ſagen. Er befahl Bärbchen die Scheunenflur einzurichten, die weißeſten Laken auszubreiten und eine Menge feine Semmeln mit Butter ſo wie die ganze Milch vom Morgen und Abende nebſt aller andren Zuthat bereit zu ſetzen.

Zum höchſten Verwundern Jochems ſagte Bärbchen kein Wort darüber.

Sie richtete alles ein, legte die Laken, bereitete die Semmeln und ſtellte die Milch zurecht; allein an die Plätze, wo die Zwerglein ſich ſetzen ſollten, ſtreuete ſie die ganze Gluth, die ſie aus dem Backofen gezogen hatte, ſo daß Schilfmännchen und ſeine Gäſte ſich Haut und Fleiſch bis auf die Knochen verbrannten und mit lautem Geſchrei davon liefen. Sie kamen jedoch wieder; jeder hatte einen Eimer mit Waſſer, den goſſen ſie auf die Gluth, damit die Gebäude keinen Schaden nähmen. Allein als ſie das Feuer ausgelöſcht hatten, ſtellten ſie ſich in Reigen und tanzten um Haus und Hof herum und ſangen dazu:

Haſt voll Hinterliſt verbrannt
Deinen Freunden Aug und Hand!
Wehe, wehe Deinem Haus!
Zieh noch heute alle aus!

Und an demselben Abende noch verließen sie Gut und Gegend und ließen sich nicht mehr erblicken.

Mit ihnen war auch Glück und Segen verschwunden. Seit Schlimmännchen fort war, hatte Jochem keinen mehr, der für ihn sorgte und seinem Weibe beistand; statt des Segens kam Mißwachs und Unglück und Jochem wurde von Tage zu Tage ärmer, bis er endlich sich zu Tode härmte. Da mußte denn das hochmuthige Bärbchen vom Hofe fortziehen und bei anderen Leuten Dienste nehmen, und bekam es nun schlimmer als je zuvor.

Der Almosengänger.

Die Zeiten, da gütige Feen und Geister auf die Erde stiegen und die Menschen glücklich machten oder im Unglücke trösteten, sind lange vorbei. Das kommt davon: weil keiner mehr dran glaubt, so giebt es sie auch nicht mehr, und gar vieles, was heutzutage im Glauben der Menschen besteht, wird über ein Jahrhundert auch nicht mehr sein, weil man nicht mehr dran glaubt wie wir. Ob es nur darum so geschieht, weil die Leute wirklich reicher an Geist geworden sind, wie sie behaupten, oder ärmer an Herzen, das mag uns nicht kümmern, aber zu den Zeiten da man noch an solche gütige Geister glaubte, geschah es einmal, daß ein junger Mann auf die Wanderschaft ging, der hieß Melchior.

Melchior zählte seine besten Jugendjahre und hatte weder Vater noch Mutter oder sonstige Verwandte mehr. Sein Vormund hatte ihm einen Wanderstab geschenkt und drei Thaler in die Hand gedrückt, damit hatte er ihn in die weite Welt ziehen und sein Glück dort oder anderwärts suchen heißen.

Melchior war schon ein gutes Stück Weges gelaufen und sann eben darüber nach, was er mit seinem unmenschlichen Reichthume anfangen solle.

Indem er so dachte, kam er nicht weit von einem Dorfe vorbei, und sah außerhalb desselben am Wege, hinter dem Kirchlein, einen Leichnam liegen. Er blieb stehen, bis Leute vorüber kamen und fragte, weshalb der Todte da läge.

— Es ist ein armer Almosengänger, sagten diese, der gestern Abend hier unter freiem Himmel seinen Geist aufgegeben hat. Weil er nichts hinterläßt als die zerrissenen Kleider da am Leibe, so hat der Pfarrer ihn nicht begraben lassen.

— Und hat sich keiner gefunden, der ein schlichtes Särglein und die Stollgebühren für ihn bezahlt, wenn der Pfarrer so hartherzig ist? fragte Melchior.

Die Leute verneinten dies und Melchior rief:

— Nein, keiner weiß, wie es ihn treffen kann. Der arme Mann soll hier nicht den Leuten zum Spott und den Raben zur Beute liegen und verwesen. Wenn's ausreicht, da habe ich drei Thaler, ich komme schon so durch die Welt.

Man wies ihn zu dem schlechten Pfarrer. Melchior zahlte die Stollgebühren und für den Rest fand sich auch ein Sarg.

Darauf blieb Melchior bis die Leiche bestattet war, was nicht so lange dauerte, als ein Hufschmied dem Pferde die Eisen aufsetzt, denn so ein schlechter Pfaff betet, wie man bezahlt. Melchior warf ein Paar Schaufel voll Erde in die Gruft, pflanzte

ein grunes Reis auf den Hügel, wunschte dem Todten eine friedliche Ruh' und zog seine Straße weiter.

Nach einiger Zeit bekam er Hunger und Durst; da gedachte er, daß ihm von dem Zehrgelde, welches ihm sein Vormund gegeben, nichts übrig geblieben war. Er ging in den Wald, suchte Beeren und allerlei wilde Früchte, und als er über dem Pflücken die Vöglein ansah, wie sie so lustig auf den Zweigen herumhüpften und pickten, sagte er bei sich selber:

— Die Vöglein sind doch besser daran als die Menschen, sie brauchen weder Schenken noch Bäcker; das liebe, weite Himmelslicht gehört ihnen, und die Erde ist ihr Garten, darin sie beständig Nahrung finden. Die Mücken sind ihr Wild, die Gräser ihr Weizenfeld und Früchte gibt es für sie allenthalben. Ja, setzte er hinzu, drum mögen sie wohl den ganzen lieben Tag singen und zwitschern.

Ueber diese Gedanken war er tiefer in den Wald gerathen, er fing an langsamer zu gehen, setzte sich zuletzt unter eine hohe Eiche und schlief ein.

Wie er so da lag und schlief, fing er an zu träumen und es däuchte ihm als sähe er den Almosengänger, welchen er hatte begraben lassen, erscheinen, aber seine zerrissenen Kleider hätten sich in schimmernde Gewänder verwandelt und auf seinem Haupte säße eine Krone von funkelnden Diamanten.

Indem er ihn anblickte und zweifelte, ob er es wäre oder nicht, vernahm er eine Stimme, die kam aus dem Munde des todten Bettelmanns und sprach zu ihm:

— Melchior, hab' Acht! ich bin der Almosengänger Steyban, dessen Leib du hast begraben lassen. So lang ich unter den Menschen herumwandelte, habe ich keinen gefunden, der meine Gnade verdiente, denn ich bin kein Mensch, sondern ein mächtiger Herrscher über Geisterreiche und unterirdische Schätze. Aber was mir alle im Leben versagten, thatest Du mir im Tode an. Nun höre! vermeine nicht, daß die Vöglein in den Zweigen besser dran seien als du und die anderen Menschen; denn euch wohnt ein höherer Verstand inne und ihr seid zu was Herrlicherem geboren als jene, drum steht es denn auch in eurer Macht, zu handeln wie ihr wollt, und keiner konnte dich nöthigen, wenn du keine drei Thaler behieltest und mich verwesen liessest. Für die Thaten kommt dann aber nachher der Lohn, und daß du dies inne werdest, so vernimm ferner und merke es wohl, denn es ist kein Traum.

Nicht weit von hier auf der Flur liegt ein Haus, das du an seiner roth und grünen Wetterfahne leicht erkennen wirst, darin wohnt ein Vater mit seiner Tochter, so schön, wie der Tag und so sanft wie ein Kindlein in der Wiege. Dahin gehe, klopfe an die Thüre und sage, man wisse schon, weshalb du kamest, so wird der Mann dich aufnehmen und du das Uebrige

ſchon von ſelbſt erfahren. Nur vergiß nicht, wenn du Hilfe vonnöthen haſt, ſo ruf:

Hilf mir, todter Bettelmann,
Weil ich mir ſelber nicht helfen kann!

Nach dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung ſammt dem Traume, und Melchior wachte auf.

Er wunderte ſich über das, was er geträumt hatte, und fand es nach vielem Ueberlegen am beſten, zu verſuchen, ob wirklich etwas an der Sache ſei.

Alſo ging er auf das Gefilde hinaus und ſchaucte ſich nach dem Hauſe um.

Die Nacht war mittlerweile im Anbruch, ſo daß es ein wenig Mühe koſtete, bis er fand; endlich aber bemerkte er eine Flucht Tauben, denen folgte er und traf auf die roth und grüne Wetterfahne.

Melchior klopfte an die Pforte und ſagte, wie ihm befohlen, man wiſſe ſchon, warum er komme.

Sogleich erſchien der Herr vom Hauſe, ein ſchwacher alter Greis, der bereits mit dem Kopfe wackelte und ſich auf ſeine Tochter ſtützte, ein hübſches friſches Mägdlein, welche neben ihm ausſah, wie blühender Epheu an altem morſchen Gemäuer.

Beide begrüßten Melchior aufs freundlichſte und brachten ihn in ein ſchönes Gemach. Melchior mußte ſich neben den Seſſel des Alten auf einen ſammtnen Stuhl ſetzen, indeß die Tochter das Abendbrod anrichtete.

Melchior wunderte sich höchlich über diesen Empfang und vor allen über das blühende Gesicht des Mägdleins, das er gar nicht genug ansehen konnte und immer hübscher fand, je länger er danach schaute, bis ihm endlich sein Herz wie eine Wanduhr klopfte.

— Ach, dachte er in seinem Sinn, wie glücklich muß der sein, welcher mit dem lieblichen Mägdlein allein und ungestört schwatzen kann.

Als das Abendbrod verzehrt war, ließ der Alte durch Lieschen, so hieß das Mädchen, abräumen und wendete sich zu Melchior:

— Wir haben euch so gut wir's vermochten, bewirthet, obschon nicht mit der gehörigen Lust, denn unser Haus ist seit langer Zeit von einem argen Uebel heimgesucht. Früher hatten wir gegen zwanzig Pferde und wohl vierzig Kühe, allein in die Ställe ist ein böser Geist gefahren, Pferde und Kühe sind Stück für Stück verschwunden und so oft wir neue hineinkauften, verschwanden auch diese über Nacht. Kein Mittel, den bösen Geist zu vertreiben, hat gefruchtet, und weil ich nun kein Vieh halten kann, so liegt das ganze schöne Gut brach. Lange hoffte ich auf die Rückkehr meines Vetters Matthias, aber der ist in den Krieg gezogen und läßt nichts von sich hören, ich weiß nicht ob er lebendig oder todt. Da habe ich denn zuletzt an allen Orten im ganzen Lande bekannt machen lassen, wer meine Ställe von dem

gösen Geiste befreien könne, der sollte die Hand meiner Tochter erhalten und das ganze Gut als Mitgift.

Ach! setzte er mit Thränen hinzu, es sind wohl Viele gekommen, aber keiner ist wieder weggegangen, Alle verschwanden in den Ställen, wie vordem Pferde und Kühe.

Melchior hatte, weil bis hierher alles eingetroffen, großes Vertrauen zu seiner Erscheinung gefaßt und versetzte: er hoffe den bösen Geist zu bewältigen. Er begehrte Feuer in den Stall, nahm seinen Wanderstab, einen derben Knüttel, und ließ sich von Lieschen hinführen.

Das Gebäude, wohin er gebracht wurde, war ein großer Stall, der in zwei Abtheilungen zerfiel, die eine Hälfte für die Kühe und die andre für die Pferde; aber alles stand leer und die Spinnen hatten große Netze darin gewebt.

Melchior zündete sich auf dem Pflaster ein Feuer an und wartete was geschehen würde.

In der ersten Viertelstunde vernahm er nichts als das Knistern des Holzes; in der zweiten Viertelstunde vernahm er nichts als das Pfeifen des Windes, der durch die zerbrochenen Scheiben blies; in der dritten Viertelstunde vernahm er nichts als das Picken eines Holzwurms in den Ständer, aber in der vierten Viertelstunde da fing es an, unter den Pflastersteinen zu brausen und tosen, der schwerste Stein hob sich langsam in die Höhe und ein Drachenkopf reckte sich aus der Erde hervor: der war groß wie ein Scheunenthor, platt wie ein Natterkopf

und rings um die Stirne funkelte eine Reihe von Augen in den verſchiedenſten Farben.

Jetzt ſetzte das Thier ein Paar gewaltige rothe Krallen auf das Pflaſter, ſtierte Melchior an und verließ ziſchend das Loch.

Hinter ihm her wand ſich ſein langer Schuppenleib, der wie ein endloſes Tau aus dem Loche kam.

Melchior war ein beherzter Burſche, nichts deſto weniger erſtarrte ihm das Blut in den Adern. Schon wehete der giftige Odem des Drachen an ihn heran, da rief er in ſeiner Angſt:

Hilf mir, lieber Bettelmann,
Weil ich mir ſelber nicht helfen kann!

In demſelben Augenblicke ſtand die Erſcheinung aus dem Traume ihm zur Seite.

— Fürchte dich nicht, Melchior! ſprach er, ſondern geh muthig auf das Ungethüm los.

Melchior hob ſeinen Knüttel, ſchritt auf das Ungethüm zu, ſchwang den Stab und nach einigen derben Schlägen auf den Kopf lag der Drache todt auf dem Boden.

Am andern Morgen verließ Melchior den Stall und rief die Leute, ſie ſollten den Leichnam des Ungethüms fortſchaffen. Bei dem Anblick des Ungeheuers entſetzten ſich ſelbſt die Muthigſten und ſchauderten zehn Schritte zurück.

— Fürchtet euch nicht! ſagte Melchior, es wird keinen Schaden mehr thun, ſondern iſt todt. Von nun an ſind die

Ställe wieder ſicher und keine Kuh noch ein Pferd wird fürder verſchwinden.

Da zog man an langen Stricken den Leib des Drachen aus dem Stalle und ſeine Länge nahm zweimal den ganzen Hofraum ein.

Der Vater umarmte Melchior voller Freuden, hielt ſein Verſprechen und gab ihm Lieschen zur Frau ſammt dem ganzen Gute zur Mitgift. Einige Zeit darauf verſchied er.

Melchior und Lieschen waren die glücklichſten Leute auf der Erde und es blieb ihnen nichts zu wünſchen übrig. Als ſie aber eines Abends ſich an den Tiſch ſetzten um zu eſſen, da öffnete ſich die Thür und herein trat ein Kriegsmann, der war ſo groß, daß er mit dem Kopfe bis unter die Decke reichte.

Lieschen erkannte ihren Vetter Matthias; der kam aus dem Kriege zurück und wollte ſeine Baſe zum Weibe nehmen, im Grunde war's ihm aber nur um die Mitgift zu thun.

Als er nun vernahm was ſich zugetragen hatte, wurde er wild, doch ließ er's ſich vor den beiden jungen Leuten nicht aus.

Melchior empfing ihn wie einen leiblichen Bruder und ſetzte ihm das Beſte vor, was das Haus vermochte. Er wies ihm das ſchönſte Zimmer an und ging ſelber mit ihm durch die Felder, welche voll der herrlichſten Grndte ſtanden.

Je mehr aber Matthias den Wohlſtand Melchiors kennen lernte, deſto heftiger entbrannte ſein Groll, und der Neid, daß dies nicht ihm gehöre, ließ ihm keine Ruhe.

Eines Tags lud er Melchior ein, mit ihm zu jagen und führte ihn in die Haide zu einer einsamen Windmühle, die keinen Herrn mehr hatte. Rings herum hatte er Haide und Reisig gehauft, und als er daran gekommen war, blieb er auf einmal stehen und rief:

— Ei, schaut doch! man kann von hier in euern Hof sehen.

— Wo? fragte Melchior.

— Hier, hinter diesem Gestrüpphaufen. Seht ihr nicht die Fenster von dem obern Stocke?

— Ich bin zu klein' bemerkte Melchior.

— Das ist wahr! entgegnete Matthias. Schade! ich gewahre Lieschen auf der kleinen Wiese neben dem Garten.

— Ist sie allein?

— Nein, sie plaudert mit ein Paar Männern, die freundlich zu ihr reden.

— Und was thut Lieschen?

— Lieschen hört sie an und zupft sich die Schürze.

Melchior reckte sich auf die Fußspitzen:

— Ach! wenn ich's doch sehen könnte, sagte er.

— Dazu ist leicht Rath! erwiderte Matthias. Steigt doch nur auf die Mühle, so seid ihr weit größer als ich.

Melchior freuete sich über den guten Rath und stieg hurtig die Leiter hinauf.

Als er oben war, fragte ihn Matthias, ob er was sehe?

— Ich ſehe Bäume, die bis auf die Erde zu reichen ſcheinen wie vollreife Saat, verſetzte Melchior, und Häuſer, die mir ſo klein erſcheinen als Schneckenhäuſer.

— Ihr müßt näher ſehen.

— Näher heran ſehe ich Waſſer mit Kähnen darauf, die ſehen ſo groß aus wie ſchwimmende Zuber.

— Noch näher hierher, ſagte der Soldat aufs neue.

— Noch näher ſehe ich die Haide mit tauſend rothen Blumen.

— Hier dicht an euch!

— Dicht unter mir! rief Melchior entſetzt; da ſehe ich Flammen, die lecken an der Mühle empor und ihr habt die Leiter weggezogen.

So war es allerdings, Matthias hatte die Leiter weggezogen und das Reiſig angezündet. Die Mühle ſtand in Feuer wie ein Backofen, und Matthias lief hohnlachend davon.

Zum Glück dachte Melchior an ſein Sprüchlein und kaum hatte er gerufen:

Hilf mir, todter Bettelmann,
Weil ich mir ſelber nicht helfen kann!

— da kam dieſelbe Erſcheinung wie das erſte Mal, und hielt einen Regenbogen in der Hand, darauf ſtieg Melchior wie auf einer Leiter unverſehrt durch die Flammen von der Mühle herunter.

Als Melchior wieder ins Haus trat, erſchrack Matthias und lief zu ſeinem Pferd und Waffen, denn er meinte nicht anders, als daß Melchior ihn beim Gerichte anzeigen würde.

Melchior ſah, daß er aus dem Hofthore wollte, und rief ihm zu:

— Fürchtet euch nicht, Vetter! kein Menſch in der Welt ſoll erfahren, was auf der Haide geſchehen iſt. Euer Herz iſt krank und mit Neid angefüllt, weil es mir ſo wohl geht; aber ich will euch heilen. Von heute an ſoll, ſo lange ich lebe, euch die Hälfte von allem, was ich beſitze, angehören, nur mein theures Lieschen ausgenommen. Bleibet alſo getroſt bei uns.

Die Schenkung wurde aufgeſetzt und unterſiegelt und Matthias empfing alle drei Monate die Hälfte von dem Ertrage des ganzen Guts, ſowohl von den Feldern als von den Ställen, von den Hühnern wie von den Tauben.

Ein ſolcher Edelmuth Melchiors hätte ihn wohl zufrieden ſtellen ſollen; allein Matthias wurde immer giftiger und mehr voll Neid. Denn Wohlthaten, die man nicht verdient, gleichen dem Weine, den man ohne Durſt trinkt, er gibt weder Freude noch Gedeihen. Matthias verlangte nicht nach dem Tode Melchiors, denn das hätte ihm die hübſche Schenkung wieder genommen; allein er haßte ihn, wie ein eingeſperrter Wolf ſeinen Herrn.

Am allermeiſten ärgerte es ihn, daß ſeinem Vetter nichts fehlſchlug. Auch das einzige, was ſeinem Glücke noch

fehlte, ward ihm zu Theil: ein Sohn, ein wunderſchönes Knäblein.

Melchior ließ alle Edelleute auf fünf Stunden in der Runde zu der Taufe einladen. Sie kamen von allen Orten mit ihren Frauen und Töchtern, und der ganze Hof ſtand voll Wagen und Pferde.

Als Alle beiſammen waren, holte Melchior das Knäblein und zeigte es ihnen. Da ging die Thüre auf und hereintrat Matthias.

Lieschen ſtieß einen Schrei aus, denn ſie las aus ſeinen boshaften Mienen, daß er nichts Gutes im Schilde führe.

Matthias ging lachend auf Melchior zu, klopfte ihm auf die Schultern und ſagte:

— Habt vielen Dank, lieber Vetter! für das neue Geſchenk, welches ihr mir gemacht.

— Was für ein Geſchenk? fragte Melchior verwundert.

— Nun euer Knäblein da!

— Was ſoll's mit dem?

— Ihr habt doch nicht vergeſſen, ſagte Matthias höhniſch lächelnd, was ihr mir auf dieſem Pergament verſprochen? Die Hälfte von allen Gütern, und dazu gehört auch dies Knäblein.

Alle ſtießen einen Ruf des Entſetzens aus, aber Matthias blieb kaltblütig und beſtand darauf, er wolle die Hälfte von dem Knäblein haben.

Melchior und Lieschen mochten bitten, was ſie wollten, der hartherzige Soldat verlangte die Hälfte von dem Kinde und faßte nach ſeinem Schwerte, um das arme Würmlein zu zertheilen. In ſeiner Herzensangſt ſagte Melchior faſt unwillkürlich ſein Sprüchlein:

Hilf mir, todter Bettelmann,
Weil hier kein Andrer helfen kann!

Da zuckte ein Blitz und der Soldat ſank gelähmt zu Boden. Das Pergament, worauf die Schenkung geſchrieben ſtand, war verbrannt, und im Zimmer ſchwebte die glänzende Erſcheinung des Bettelmanns in größter Herrlichkeit.

— Das iſt der Lohn der Habſucht! rief er dem halbtodten Matthias mit Donnerſtimme zu. Keine Güte hat dein ſchwarzes Herz beſſern können, ſo ſoll es die Noth thun. Fortan beſitzeſt du nichts, als was das Mitleid dieſer ehrlichen Herzen dir zuwirft, und damit du nicht mehr ſchaden könneſt, bleibe an den Händen lahm und ohnmächtig bis an dein Ende.

Ihr, guten Leute, wendete er ſich zu Melchior und Lieschen, ſeid frei von jeglicher Verpflichtung und werdet mich hinfür nicht weiter bedürfen. Lebt glücklich und in Frieden!

Die Erſcheinung verſchwand; aber Matthias blieb lahm und ſchwach und mußte von dem Mitleid ſeines Vetters leben, bis er elendlich ſtarb, denn der Neid vergällte ihm jeden Biſſen, den liebendes Erbarmen ihm gab. Melchior und Lieschen aber lebten in Glück und Zufriedenheit noch lange, lange Jahre.

Die wandernden Steine.

Auf der Haide liegt ein Dörflein, arm und gering; rings herum findet man nichts als dürres Gebreich oder höchstens ein Tannenwäldchen, und auf dem ganzen Weichbilde wächst nicht so viel Gras, um einen Ochsen zu weiden, noch Hafer genug, ein Schwein zu mästen.

Haben aber die Leute kein Korn und Vieh, so fehlt es ihnen dafür nicht an Steinen; es liegen da so viele Kiesel umher, daß man ein Duzend Städte bauen könnte und noch zu einem Duzend Dörfern übrig behielte, und an der einen Seite vom Dorfe ist eine große Haide, da haben die Zwerge oder wer sonst zwei lange, lange Reihen Felsenblöcke neben einander aufgepflanzt, daß es aussieht wie eine große Straße.

Zwischen Dörflein und Haide wohnte ein Mann, namens Martin, der galt für reich. Das will nun etwa sagen, er konnte alle Jahr ein kleines Schwein ins Haus schlachten, sich zu Michaelis ein Paar Holzschuhe für den Winter kaufen, und hatte so viel Schwarzbrot zu essen, als er nur immer mochte.

Drum galt er auch für den Stolzesten in der ganzen Gegend und hatte allen jungen Burschen im Orte, die von ihrer Hände Arbeit lebten, seine Schwester Röschen abgeschlagen.

Unter diesen Burschen befand sich auch Berend. Ein wackrer Arbeiter und braver Kerl, dem leider kein ander Erbtheil beschieden war als sein redliches Herz.

Berend hatte Röschen gekannt, als sie noch ganz klein war und mit ihr oft zum Haschenspielen abgezählt:

Ich werf mein Tüchlein hin und her!

und je mehr beide heranwuchsen, desto größer wurde ihre Freundschaft, bis am Ende Berend nicht mehr ohne Röschen sein konnte.

Nun kann man sich denken, daß Martins abschlägige Antwort für ihn ein Stich ins Herz war. Zum Glück kehrte Röschen sich wenig an den stolzen Bruder, sondern blieb immer lieb und freundlich gegen Berend; und oft wenn er am Hause vorüber kam, lächelte sie freundlich und hub an zu singen:

Ich werf mein Tüchlein hin und her!

wo denn Berend an die schöne Kinderzeit dachte und mit einstimmte:

Ich weiß nicht, wem ichs geben soll,
Ich geb' es meiner Liebsten hin!

dabei wurde ihm das Herz dann immer so wunderleicht, daß er den Muth nicht verlor.

Nun war es einmal zu Neujahr. Der Schnee und die Kälte machten es nicht möglich, so weit über die Haide zu gehen

bis zu dem andern Dorfe wo fröhliche Muſik war und die jungen Leute ſpielten und tanzten. Martin wollte doch auch einige Sylveſterfreude haben, weil er ein reicher Mann war: ſo verſammelte er ſein ganzes Haus und lud einige fröhliche Burſche zu ſich ein.

Darunter war auch Berend.

Der Herr vom Hauſe ſuchte einen Stolz darin, den Leuten recht aufzuwarten, und ließ Pudding nebſt Hafermuß mit ſüßem Honig bereiten. Alle Augen waren nach dem Heerde gerichtet und lüſterten nach dem leckeren Mahle, nur Berend ſchauete zu ſeinem lieben Röschen hin.

Endlich kam der erſehnte Augenblick heran, wo die Bänke an den Tiſch gerückt, die Schüſſel aufgeſetzt und die Löffel wie ein Kranz in dem Brei herum aufgeſteckt wurden. Aber juſt als man zulangen wollte, wurde mit einen Male die Thür heftig aufgeſtoßen und herein trat ein bejahrter Mann und wünſchte Allen eine geſegnete Mahlzeit.

Der war ein fahrender Bettler, welcher nirgends heimiſch war und allen Leuten Grauen einflößte. Man ſagte ihm allerhand Geſchichten nach: er ſollte einen böſen Blick haben, wovon das Vieh erkrankte, er ſollte das Korn in den Aehren verdorren laſſen und ſchlechtem Geſindel Salben wider Hieb und Stich verkaufen. Ja manche wollten wiſſen, daß er es in ſeiner Macht habe, ſich in einen Wehrwolf zu verwandeln.

Weil er aber als ein armer, bedürftiger Bettler erſchien, ſo erlaubte ihm Martin, daß er ſich ans Feuer ſetze und wärme. Er reichte ihm ſogar einen dreibeinigen Schemel und gab ihm eine Schüſſel voll aus Barmherzigkeit vom Tiſche ab.

Der Hexenmeiſter aß, wärmte ſich und begehrte ein Nachtlager.

Martin öffnete den Stall; darin ſtand ein alter greiſer Eſel und ein magres Rind. Der Bettler legte ſich zwiſchen die Thiere, um nicht zu frieren und ſteckte ein Bündel Haide unter ſeinen Kopf.

Eben als er anfangen wollte einzuſchlummern, ſchlug die Glocke Mitternacht.

Da ſchüttelte der alte Grauſchimmel ſeine langen Ohren und wendete ſich zu dem magern Rind.

— Nun, Vetterlein! hub der Grauſchimmel mit freundſchaftlichen Tone an zu ſprechen; wie iſt es dir ſeit letztem Sylveſter, wo wir uns zum letzten Male geſehen haben, ergangen?

Das magre Rind antwortete nicht, ſchüttelte den Kopf und ſchauete mit verdächtigem Blicken auf den Bettler.

Als der Eſel noch einmal ſeine Frage wiederholte, ſagte das magre Rind mit närriſchem Tone:

— Da ſoll man wohl große Luſt haben zu ſprechen, wenn einem die einzige Stunde, die man alle Jahre die Sprache hat, durch die Anweſenheit eines ſo räudigen Bettlers vergällt wird.

— Ei, was du doch ſtolz geworden biſt: das Kleid macht keinen beſſer als er iſt, und ich denke immer daran, daß meine Haut mit den Jahren auch ziemlich ſcheckig geworden iſt, drum verachte ich niemand. Es iſt wohl wahr, dieſer Bettler iſt ein Taugenichts und arger Hexenmeiſter, aber du ſiehſt ja, er iſt eingeſchlafen und hört uns nicht.

— Ja, antwortete das magre Rind, alle ſeine Hexenkünſte vermögen ihn nicht reich zu machen. Er quält ſich und quält ſich, und es gleitet ihm immer durch die Finger. Ich wüßte das beſſer anzufangen, wenn ich's gebrauchen könnte; in ein Paar Tagen hat man hier ganz nahe bei die ſchönſte Gelegenheit.

— Wie ſo? fragte Grauſchimmel.

— Was? du weißt wirklich nicht, ſprach das magre Rind verwundert, daß alle hundert Jahre die Steine von der Haide ans Meer hinunter gehen um zu trinken, und unterdeſſen alle Schätze in der Erde offen und unbedeckt daliegen, daß man ſie nur heraus zu langen braucht?

— Ach! jetzt entſinne ich mich, verſetzte der Grauſchimmel; das geſchieht in der Dreikönigsnacht.

— Nun, dies Jahr trifft es wieder ein.

— Ja, ſagte der Grauſchimmel, das Ding hat doch ſeinen Haken. Die Steine kommen in etlichen Minuten wieder zurück und nehmen die alten Plätze wieder ein, um auf's neue hundert Jahre da zu liegen. Wen ſie da nicht zerquetſchen, der hat Zeit genug zu verhungern.

— Bah! erwiederte das magre Rind; man braucht nur ein fünfblätteriges Kleeblatt bei ſich zu haben, ſo thun ſie einem nichts und man geht ungeſtört zwiſchen ihnen durch.

— Und dann noch etwas, fuhr der Grauſchimmel fort; wenn man die Schätze auch glücklich herausbringt, ſo zerfallen ſie gleich in Aſche und Staub.

— Wer wird denn auch ſo dumm ſein, entgegnete das greiſe Rind, und ſie nicht in einen Kaſten thun und darüber ein Stücklein Haſelholz. Haben ſie da einmal bis zum Mittag gelegen, ſo bleiben ſie wie ſie ſind und wer ſie hat, iſt reicher als das ganze Dorf.

— Aha! dachte der Bettler, denn er hatte nicht geſchlafen, ſondern nur die Augen zugethan und das Geſpräch zwiſchen Grauſchimmel und Rind belauſcht.

— Aha! meine lieben Thierlein, dachte er, habt ſchönen Dank; ihr macht mich reicher, als den ſtolzen Martin, und künftig treibe ich keine Hexerei mehr um einen Pappenſtiel.

Er ſchlief ein und am andern Morgen ging er mit Tagesanbruch über die Haide.

Draußen fand er Berend, der klopfte mit einem Hammer Steine zurecht.

— He, Freundchen! fragte ihn der Hexenmeiſter, ihr wollt euch nicht gar eine Hütte aus dieſen Kieſeln zimmern.

— Das nicht, verſetzte Berend, weil mich aber friert, und ich nichts Beſſeres zu thun weiß, ſo ſuche ich gute Steine zu-

ſammen, damit will ich die Straße ausbeſſern. Ich denke, damit verdiene ich mir einen Dank von Martin, denn der hat immer den ſchlechteſten Weg.

— Liegt euch ſo ſehr an Martins Gunſt?

— Ich mag gern alle Leute zu Freunden haben, erwiderte Berend und ſchaute den Bettler verwundert an.

Der Bettler lachte hell auf:

— Und habt ihr wirklich dabei nicht an Röschen gedacht?

Berend wußte nicht, was er entgegnen ſollte.

— Ach! ſagte er endlich, ich ſehe, ihr wißt alles. Nun, ich brauche mich darum nicht zu ſchämen, das Mädchen iſt ſo ſchön und gut — Ach, wenn ich nur nicht ſo arm wäre!

— Wenn weiter nichts iſt, lachte der Bettler weiter, da kann ich euch helfen. Was meint ihr, ſagte er leiſe, wenn ich euch einen Beutel voll blanker Thaler gäbe?

— Ihr? rief Berend.

— Ja, ich.

— Und was verlangt ihr dafür?

— Gar nichts, als daß ihr ein bischen Muth habt.

— Wenn's weiter nichts iſt, verſetzte Berend, Muth habe ich, ich ginge durch Feuer und Waſſer.

Als der Bettler den guten Willen Berends erkannte, hub er an ihm zu erzählen, was ſich in der Dreikönigsnacht zutragen würde. Aber er verſchwieg ihm, was er thun müſſe, um nicht von den zurückkehrenden Steinen zerquetſcht zu werden. Denn

der Bettler dachte ihn zu verderben und ſelber um das ſchöne Röschen zu freien.

Alſo beſtellte er Berend auf Mitternacht am Dreikönigstage in die Haide, da wollten ſie ſich wiederfinden.

Berend hielt Wort.

Eine volle Stunde vor Mitternacht war er auf der Haide und fand da den Bettelmann ſitzen, mit zwei Säcken in der Hand und einem dritten um den Hals.

— Setzt euch ein wenig her, ſprach der Bettelmann, und denkt derweil darüber nach, was ihr anfangen wollt, wenn ihr Gold und Silber die Hülle und Fülle habt.

Berend ſetzte ſich auf die Erde und ſagte:

— Wenn ich Silber genug habe, ſo nehme ich mein liebes Röschen zur Frau und gebe ihr alles, was ihr Herz verlangt.

— Und was fangt ihr mit dem Golde an?

— Wenn ich Gold genug habe, ſo mache ich alle Verwandten Röschens und meine eigenen reich.

— Aber ihr bekommt auch koſtbare Steine, die mehr werth ſind als Gold und Silber, was fangt ihr damit an?

— Ach! rief Berend und ſprang vor Freuden auf, da ſoll kein Menſch mehr vor meinen Augen jammern, ich hülfe allen Armen und ſtände den Schwachen und Kranken in ihrem Leiden bei.

In dem Augenblicke ſchlug die Glocke zwölf.

Alsbald entſtand ein gewaltiges Geräuſch wie ein Erdbeben auf der Haide und bei dem Geflimmer der Sterne konnte man ſehen, wie die Steinblöcke ſich aus ihrer Stelle hoben und dem Meere zuwanderten. Es ſah aus als ob eine Heerde Rieſen dahin zögen, die alle betrunken wären, ſo wackelten die Blöcke von einer Seite zur andern. Sie zogen an dem Bettler und Berend vorbei und verſchwanden in der Nacht.

— Kommt, kommt! rief der Bettler, und ſteckt eure Taſchen voll.

Berend lief mit dem Hexenmeiſter zu den Plätzen, wo die Steinblöcke zu ſtehen pflegten. O Wunder! ſtatt der Steine waren jetzt weite Oeffnungen wie große Kaſten da, und alles lag voll Silber, Gold und blitzender Edelſteine.

Da ging es an ein Einraffen, der Hexenmeiſter konnte nicht genug bekommen, und Berend, deſſen Taſchen bald voll waren, mußte ihm helfen, die drei Säcke zu füllen.

Eben warfen ſie die letzte Handvoll in den letzten Sack und der Hexenmeiſter ſchüttelte, damit es ſich darin ſacke und noch mehr hineinkönne, da ließ ſich ein dumpfes Geräuſch in der Ferne hören.

Die Steine hatten getrunken und kamen von allen Seiten wieder zurück, um ihre alten Stellen einzunehmen.

Berend bemerkte es zuerſt:

— O Himmel: wir ſind verloren, rief er, da kommen die Steine zurück.

— Was ſchert das mich, verſetzte der Herenmeiſter, du hätteſt dich beſſer vorſehen und auch ein Kleeblättlein mitbringen ſollen. Schau, das fünfblättrige Kleeblatt öffnet mir den Weg.

Berend gab ſich verloren; er wollte verſuchen, ob er nicht entrinnen könne, wärend der Herenmeiſter ſich quälte, den letzten Sack aus der Vertiefung fortzuſchleppen. Schon hatte er den Rand erreicht, da erſchien der Stein, dem die Stelle gehörte, und warf den armen Berend in die Grube zurück.

In demſelben Augenblicke hörte Berend aber die Stimme des Herenmeiſters:

— Mein Kleeblatt! mein Kleeblatt!

Ueber ſeinen Anſtrengungen mit dem letzten Sacke war ihm das Kleeblatt aus der Hand gefallen und ſiehe, ein Zugwind wehete es eben, als Berend in die Grube zurückſtürzte, nach dieſem hin.

Schnell faßte er danach und erreichte es glücklich, ehe der Stein ſich auf ihn ſetzte und für hundert Jahre verſchloß. Da blieb der Felſenblock halten und wartete, bis Berend aus der Grube geſtiegen war und alle Steine, die ihm begegneten, ſtellten ſich beiſeit und ließen ihn ungehindert ziehen.

Der Herenmeiſter hatte ſich in ſeiner eignen Schlinge gefangen, die wandernden Steine ſchritten unbarhmerzig über ihn hin und zerquetſchten ihn.

Berend ging nach Hauſe, und verbarg ſein Gold und Silber ſammt den Edelſteinen in ſeiner Lade. Er wußte nicht

was man thun müſſe, damit die ganze Herrlichkeit nicht wieder in Staub zerfalle; aber zum Glück hatte er ſein Lebtag viel Freude an künſtlichen Schnitzereien gefunden und in den Deckel ſeiner Lade allerlei Bilder geſchnitzelt und mit Haſelholz ausgefüllt. So blieben ihm ſeine Schätze.

Darnach ging er wieder auf die Haide. — Die Steine ſtanden alle wieder in Ordnung; von dem Herenmeiſter war nichts mehr zu ſehen, als einige Blutſpuren an einem Steine, allein daneben ſtanden die drei angefüllten Säcke unverſehrt. Man kann ſich leicht denken, daß er ſie auch in ſein Haus ſchaffte.

— Nun, dachte er, biſt du reich, wie kein andrer Menſch und ſollſt es Martin auch ein wenig derb fühlen laſſen.

Indem er ſo nachſann, wie er's am beſten anfange, wurde es Mittag, und kaum hatte die Sonne begonnen, auf ihrer Bahn abwärts zu ſteigen, da verſchwanden auf einmal die drei Säcke mit der unermeßlichen Schätzen und verwandelten ſich vor ſeinen Augen in Aſche und Staub.

Entſetzt lief Berend zur Lade — er mochte es ſeinem guten Glücke danken, daß dieſe nicht auch leer war.

Wie das aber ſo geht, daß man bei jedem Ungemach, was einem begegnet, irgend eine Strafe für dies oder jenes hinzudenkt, ſo dachte auch Berend, dies ſei ihm zur Strafe für den Stolz geſchehen, der über ihn gekommen war. Das war nun gar ſo übel nicht, denn er ging in ſich und blieb demü-

thig und guten Herzens, wie zuvor, obgleich er reicher war als das ganze Dorf und Martin dazu.

Martin sagte natürlicherweise jetzt nicht mehr nein. Er gab dem armen Verend, den man hinfüro den reichen hieß, seine Schwester Röschen zur Frau und hoffte von dem begüterten Vetter tüchtig zu ziehen.

Doch darin täuschte er sich. Verend war nicht geizig, allein er gab nur, dem es noth that, baute sich ein hübsches Haus, kaufte Land und Vieh, und was übrig blieb reichte auch noch hin, um für die Alten und Schwachen ein behagliches Plätzchen einzurichten.

So lebte er mit Röschen in Glück und Frieden; das ist aber wohl bei weitem mehr seinem guten Herzen und redlichen Sinne zuzuschreiben, als den Schätzen, denn das Glück des Menschen kommt von innen heraus, aus seiner eignen Brust und nicht von Gold und Gut allein. Und wenns schon nicht jedem geschieht, daß er den rechten Augenblick abgepaßt, wo die Steine zum Trinken wandern und die Schätze der Erde aufschließen, so kann doch ein jeder dafür sorgen, daß keine Reue wie schwere Steine sein Gewissen drücken; alles andre läßt sich durch Fleiß gewinnen und das Glück wird nicht fehlen.

Die Waſſerhexe.

Vor langer, langer Zeit war einmal ein junger Bauer, namens Wilhelm, und ein ſchönes junges Mädchen, die hieß Bella. Beide hatten einander von Herzen lieb und hätten ſich gern geheirathet, aber ſie waren arm und mußten in Dienſte gehen, um zu leben.

Eines Tages ſagte Wilhelm zu Bella: ich habe die Kühe zum letzten Male ins Dorf ziehen ſehen. Hier will mir's nicht gelingen, ſo gehe ich morgen in die weite Welt und ſehe, ob mir das Glück nicht irgendwo anders begegnet.

Bella weinte, aber Wilhelm ließ ſich nicht von ſeinem Entſchluſſe abbringen. Er tröſtete ſeine Braut auf's beſte und verſprach bald wiederzukehren.

— Nun denn, ſagte Bella, wenn es nicht anders ſein kann, ſo ziehe in Gottes Namen. Aber zuvor wollen wir drei Kleinode mit einander theilen, welche mir mein Vater beim Sterben hinterlaſſen hat.

Sie ging vor ihren Schrank und holte ein Glöcklein, ein Meſſer und einen Stab hervor.

— Die drei Theile ſind noch nie aus unſrer Familie gekommen, ſagte ſie. Das Glöcklein hat die Gabe, mit ſeinem Klange die Freunde des Beſitzers zu benachrichtigen, wenn derſelbe in Gefahr iſt. Das Meſſer hat die Kraft, alles was es berührt, von jeder Zauberkraft zu befreien, und der Stab leitet wohin man ſich wünſcht. Ich will dir das Glöcklein und das Meſſer geben, den Stab behalte ich für mich.

Wilhelm dankte ihr und nahm Abſchied. Vella ſah ihm weinend nach, bis er hinter den Bergen verſchwunden war.

Nach einigen Tagen kam Wilhelm zu einem Orte in der Nähe eines Sees. Er ſetzte ſich vor der Thür eines Wirthshauſes nieder und hörte zwei Gſeltreiber von der Waſſerhexe auf der Inſel Lock ſich unterhalten. Wilhelm fragte, was denn mit derſelben ſei, und erfuhr, daß ſie eine Fee wäre, die auf der Inſel des nahen Sees wohne und reicher ſei, als alle Könige zuſammen. Viele Leute wären ſchon gegangen, um ſich der Schätze zu bemächtigen, allein keiner wieder zurückgekehrt.

Wilhelm konnte dieſe Erzählung nicht aus dem Sinne bringen, er beſchloß, zu der Waſſerhexe zu gehen, um zu verſuchen, ob er nicht vielleicht ſo viel von ihr erhalte, ſich eine Kuh und ein magres Schweinchen zu kaufen.

Da die Gſeltreiber das vernahmen, ſchrien ſie vor Entſetzen laut auf und verſuchten ihn zurückzuhalten. Allein Wilhelm war ein wenig eigenſinnig; er machte ſich auf zu dem See und da traf er einen Schiffer, der ihn zu der Inſel überſetzte.

Mitten auf der Inſel befand ſich ein großer Teich, welcher ganz mit blühenden Seerosen bedeckt war. In dieſem Teiche hauſ'te die Waſſerhexe. Wilhelm ging um denſelben herum und entdeckte im Schilfe einen Kahn, der eine Geſtalt hatte wie ein ſchlafender Schwan, welcher den Kopf unter die Flügel geſteckt hat.

Dies fand Wilhelm höchſt merkwürdig. Er hatte dergleichen noch nie geſehen und ſtieg, um den Kahn beſſer zu beſchauen, in denſelben hinein. Kaum aber hatten ſeine Füße ihn berührt, Da ſchien der Schwan aufzuwachen, ſein Kopf kam unter dem Flügel hervor, er ruderte mit den breiten Füſſen und ſchwamm ſchnell vom Ufer weg.

Wilhelm ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus; der Schwan aber ſchwamm immer weiter. Der junge Mann ſprang ins Waſſer, um fortzuſchwimmen, aber der Schwan tauchte unter, fing ihn wieder auf und zog ihm mit ſich auf den Grund des Teiches. Wenn Wilhelm kein Waſſer trinken wollte, ſo mußte er ſchon ſchweigen.

Auf dieſe Weiſe gelangte er in die Wohnung der Waſſerhexe. Dies war ein Palaſt von Muſcheln, der alle Schönheiten überſtieg. Eine Kriſtalltreppe führte zu demſelben, von der jede Stufe zu ſingen begann, ſobald ein Fuß ſie berührte. Rings herum befanden ſich große Gärten mit Wäldern von Meerpflanzen und Wieſen aus Seegras, mit Diamanten ſtatt Blumen.

Die Waſſerbere lag in dem erſten Saal auf einem goldenen Sopha. Sie war mit einem ſeidenen, meergrünen Gewande angethan, und ihre langen ſchwarzen Haare waren mit Korallen durchflochten und hingen bis auf die Füße, und ihr Geſicht war weiß und roth, wie die innre Seite einer Muſchel.

Der junge Mann blieb wie geblendet ſtehen, aber die Waſſerbere erhob ſich und fragte ihn freundlich, wer er wäre, und hieß ihn willkommen.

Sie führte ihn in einen zweiten Saal, der ganz aus Perlen gebaut war, und reichte ihm acht goldene Becher mit acht verſchiedenen Weinen zum trinken.

Wilhelm trank; noch nie hatte er etwas ſo koſtbares getrunken; er war über die liebenswürdige Waſſerbere ganz entzückt. Dann zeigte ihm dieſelbe ihre unermeßlichen Reichthümer und erzählte, daß alle Schätze, die ins Meer fielen, durch eine Zauberkraft zu ihr hergebracht würden.

Wilhelm war erſtaunt; der Wein hatte ihn fröhlich gemacht und er ſagte: Ja, wer ſo reich iſt, hat immer ſeine Neider. Wenn ich nur den tauſendſten Theil von dem großen Reichthume hätte, ſo wäre ich zufrieden.

— Wenn du willſt, ſo gehört die Hälfte dein, verſetzte die Waſſerbere. Bleibe bei mir, ich will deine Frau werden, ſo biſt du Herr von allem, was du begehrſt.

Die acht verſchiedenen Weine gingen Wilhelm im Kopfe herum, er dachte nicht an das Verſprechen, welches er Bella gegeben, und ſchlug ſogleich ein.

Die Waſſerhexe richtete augenblicklich ein glänzendes Mahl an. Sie begab ſich in den Garten zu einem Fiſchweiher und rief: He' der Müller' He' der Schneider' He' der Sänger' und ſofort und auf jeden Ruf kam ein Fiſchlein herangeſchwommen, den ſie in einem Stahlnetz fing, ſo lange, bis das Netz voll war. Dann ging ſie in ein Zimmer neben dem Speiſeſaale, that die Fiſche in eine goldene Pfanne und briet ſie.

Aber Wilhelm kam es vor, als ob die Fiſche über dem Braten ſchluchzten.

Was ſchluchzt denn da in der goldenen Pfanne? fragte er.

Es iſt das Holz, das zischt, verſetzte ſie.

Nach einer Weile fingen kleine Stimmen an zu flüſtern.

Was flüſtert denn da? fragte er wieder.

Das Fett in der Pfanne ſchmilzt, entgegnete ſie.

Jetzt aber ſchrieen die kleinen Stimmen vernehmlich und laut.

Was ſchreit denn da, fragte Wilhelm.

Das ſind die Heimchen im Schornſteine, erwiderte die Waſſerhexe und ſang ſo laut, daß er darüber nichts mehr hörte.

Doch flößte ihm das, was er vernommen hatte, einige Furcht ein, und weil er anfing sich zu fürchten, so machte er sich auch Vorwürfe über seinen Leichtsinn und dachte an seine liebe Bella.

Die Wasserhexe brachte ihm aber die gebratenen Fische, nöthigte ihn zum Essen und ging, um zwölf verschiedene Weine zu holen.

Wilhelm zog sein Messer aus der Tasche und wollte essen. Kaum aber hatte er die goldene Schüssel mit demselben berührt, da zerstörte das Messer den Zauber, die Fische richteten sich in die Höhe und wurden kleine Menschen: der eine wurde ein Müller mit mehlgrauem Rocke, der andre ein Schneider mit blauen Strümpfen, der dritte ein Sänger mit langem Faltenkleide, und alle schrieen zusammen:

— Wilhelm! rette uns, wenn du selber gerettet werden willst.

Wilhelm erstaunte.

— Wer sind denn diese kleinen Leute, rief er aus.

Wir sind Menschen wie du, versetzten sie. Wir kamen hierher, um reich zu werden; aber die Wasserhexe hat uns den Tag nach der Hochzeit in Fische verwandelt und in den großen Weiher geworfen.

— Was! rief Wilhelm entsetzt aus, die Wasserhexe hat schon so viele Männer gehabt! und die sind jetzt alle Fische?

Du wirst auch bald ein Fisch sein und von den Neuankommenden verzehrt werden, entgegneten die Fische.

Wilhelm that einen Sprung; er fühlte sich schon in der heißen Pfanne gebraten und wollte versuchen, ob er nicht entwischen könne, ehe die Wasserhexe wiederkame. Aber diese begegnete ihm an der Thüre, sie hatte alles gehört, berührte ihn mit dem Stahlnetze, und verwandelte ihn in einen Frosch, worauf sie ihn in den Weiher warf.

In diesem Augenblicke ertönte das Glöcklein, welches er am Halse trug, und Bella hörte seinen Klang, obgleich sie weit, weit davon war. Das war für sie ein Stich ins Herz. Sie stieß einen Schreckensruf aus und sagte:

Wilhelm ist in Gefahr!

Ohne jemand zu fragen oder sich zu besinnen, zog sie Schuhe und ihr Sonntagskleid an, hing ihr silbernes Kreuzchen um und verließ mit dem Stabe das Haus. Sie ging auf einen Kreuzweg, dort steckte sie den Stab in die Erde und sprach:

Stöcklein, Stöcklein, höre mich,
Stöcklein, Stöcklein, trage mich
über Steck und Stein,
über Busch und Hain,
über Sümpf und Meer
durch die Luft einher!

Da verwandelte sich der Stock augenblicklich in ein Reitpferd, das geflügelt, gesattelt und gezäumt dastand, mit einer blauen Ader auf der Stirne und einem flatternden Bande hinter jedem Ohre.

Bella ſtieg auf ohne zu ſchwanken und es ging fort, erſt im Schritt, dann im Trab und dann im Galopp und endlich ſo ſchnell, daß Gräben, Bäume, Häuſer und Thürme wie die Arme einer Windmühle an ihrem Geſichte vorüberflogen. Bella aber ging es immer noch nicht ſchnell genug; ſie trieb ihr Pferd noch ſtärker an:

— Das Pferd iſt ſchneller als die Schwalbe, die Schwalbe ſchneller als der Wind, der Wind ſchneller als der Blitz, aber du, mein Pferdchen, wenn du mich lieb haſt, fliege ſchneller als alle zuſammen!

Da das Pferd dies hörte, flog es ſchnell wie ein Gedanke, und war im Augenblick am Fuße eines hohen Felſens, Hirſchſprung genannt, über den es nicht hinüber konnte, ſo hoch war er.

Bella begriff wohl, was das zu bedeuten hatte, und fing ſogleich an zu rufen:

Pferdchen, Pferdchen, höre mich!
Pferdchen, Pferdchen, trage mich
über Stock und Stein,
über Buſch und Hain,
über Fluß und Meer
durch die Luft einher!

Kaum hatte ſie ausgeſprochen, da gingen große Flügel aus den Seiten des Pferdes und es verwandelte ſich in einen Adler; der brachte Bella auf die Spitze des Felſens. Oben auf dem Gipfel hielt er an und Bella ſah daſelbſt ein großes

Nest, in dem ein schwarzes, zusammengerunzeltes Männchen saß. Der Zwerg erhob ein lautes Geschrei, als er Bella sah.

— Liebes Mädchen' rief er, rette mich.

Dich retten' sagte Bella; wer bist du denn, mein liebes Männchen?

Ich bin der Gemahl von der Wasserhexe, die mich hierher gezaubert hat, weil ich ihr Hexenwesen nicht dulden wollte; da muß ich nun so lange sitzen, bis mich jemand befreit, oder bis ich diese sechs Steineier ausgebrütet habe.

Bella fing laut an zu lachen.

Aber, mein Bruthähnchen! wie kann ich dich befreien?

— Wenn du Wilhelm rettest, der in der Gewalt der Wasserhexe ist.

Das ließ sich Bella nicht zweimal sagen.

— Geschwind, was muß ich thun? rief sie.

— Dazu ist zweierlei nöthig, versetzte der Zwerg. Du mußt dich als Mann verkleiden, damit dich die Wasserhexe nicht erkennt, und ihr dann das Stahlnetz entreißen, welches sie am Gürtel trägt, und sie für immer da hineinsperren.

Aber ich habe keine Mannskleider, sagte Bella.

Dazu wollen wir schon helfen, antwortete das Männlein, und riß sich vier von seinen rothen Haaren aus. Er murmelte leise einige Worte und blies die Haare in die Luft, da wurden vier Schneider daraus, von denen der eine einen Kohlkopf trug, der zweite eine Scheere, der dritte eine Nadel und

der vierte ein Bügeleiſen. Sie ſetzten ſich ſogleich um das Neſt herum, kreuzten die Beine und fingen an, einen vollſtändigen Anzug für Pella zu machen.

Aus dem erſten Kohlblatt machten ſie einen ſchönen Rock, aus einem zweiten eine lange Weſte, zwei andere gaben weite Kaltenbeinkleider, das Herz diente zum Hute und der Stiel gab Schuhe ab.

Bella ſah in dem neuen Gewande wie ein feiner Edelmann aus.

Sie ließ ſich von dem Männlein noch einige Lehren geben, beſtieg ihren Adler und begab ſich zu der Inſel der Waſſerhexe. Hier verwandelte ſie den Adler wieder in einen Stab und ließ ſich von dem Schwane zu der Wohnung der Waſſerhexe bringen.

Die erkannte Bella nicht und war über den Anblick des jungen Mannes in Sammet und Seide ganz entzückt. Sie brachte Bella in den Perlenſaal und bediente ſie mit Wein. Bella fand das Meſſer Wilhelms auf dem Tiſche liegen und ſteckte es ein.

Da ging ſie mit der Waſſerhexe in dem Garten ſpazieren und ſie blieben bei dem Fiſchweiher ſtehen. Bella ſtellte ſich über die kleinen Fiſche ganz vor Freude außer ſich und als die Waſſerhexe ſie einlud, bei ihr zu bleiben, verſetzte ſie:

— Ja, wenn du mir erlaubſt, daß ich ein wenig in dem Teiche fiſchen kann.

Die Waſſerhexe ahnete nichts Böſes dabei; ſie gab ihr das Stahlnetz, das ſie an dem Gürtel hängen hatte, und ſagte lächelnd:

— Wir wollen einmal ſehen, was du fängſt.

— Den Teufel' rief Bella und warf das Stahlnetz über die Waſſerhexe. Schändliche Hexe, werde von Angeſicht, was du vom Herzen biſt'

Die Waſſerhexe ſtieß ein lautes Geſchrei aus, das aber ſchnell verſtummte, denn in wenigen Augenblicken war ſie in

einen häßlichen Pilz verwandelt. Vella drückte das Netz um den Pilz zusammen und warf ihn in einen tiefen Brunnen, den sie mit schweren Steinen verschüttete. Dann eilte sie zu dem Fischweiber zurück.

Die Fische waren aber bereits alle aus dem Wasser herausgekommen und gingen ihr in einer langen Prozession entgegen. Sie wackelten aufrecht daher und riefen:

– Das ist der edle Mann, der uns aus dem Stahlnetze und der goldnen Bratpfanne gerettet hat.

Vella nahm ihr Messer zur Hand; sie bemerkte ganz nahe vor ihren Füßen einen Frosch, der ein Glöcklein am Halse trug, heftig seufzte und seine beiden Vorderfüße aufs Herz drückte. Sie berührte ihn mit dem Messer und sogleich verwandelte sich der Frosch in einen Menschen und wurde ihr Wilhelm. Darauf berührte sie auch die übrigen Fische, die sich wieder in das verwandelten, was sie früher gewesen waren.

Als sie damit geendet hatte, kam auch das kleine Männlein von dem Hirschsprung; er saß in seinem Neste, wie in einer Karosse, und die sechs steinernen Eier hatten sich in sechs große Hirschkäfer verwandelt und zogen das Nest. Er dankte Vella viel tausendmal und führte sie mit Wilhelm zu den Schatzkammern der Wasserhexe, die ganz voll Gold und Edelsteine lagen. Beide durften sich alle Taschen, Hut und Tücher voll stecken, dann verwandelte Vella ihren Stab in einen brün-

gelten Wagen, der für sie beide groß genug war, und fuhr zurück in ihr Dorf.

Jetzt konnten sie sich heirathen: aber statt einer kleinen Kuh und eines magern Schweinchens, kaufte Wilhelm alles Land, was feil stand, und alle Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen, die zu haben waren, und sie bauten sich ein prächtiges Haus, und lebten lange in Glück und Frieden.

Der Spielmann.

In der Nachbarschaft hatte man Kirchweih gefeiert und es war bei Musik und Tanz hoch hergegangen bis tief in die Nacht.

Als aber die Sternlein heller funkelten und der Mond hoch am Himmel zum Aufbruch mahnte, da geselleten sich alle Gäste nach ihren Dörfern zusammen und machten sich auf den Heimweg.

Die Mägdlein trugen an den Fingern die bleiernen Ringe, welche ihre Freunde ihnen zur Kirmeß geschenkt hatten, und die fröhlichen Burschen zogen voraus und sangen, daß es weithin durch die Nacht schallte.

Am lustigsten ging es da zu, wo Leonhard mitzog.

Leonhard, war der lustigste Spielmann, der berühmteste Spielmann in dem ganzen Umkreise, der niemals traurig war, bei jedem Tanze aufspielte und vor allen immer der Vergnügteste war. Wo's einen Tanz gab oder eine Hochzeit, da kam er von den Bergen herab mit seinem Dudelsack und spielte die liebe lange Nacht. Er wurde niemals müde zu spielen, aber

BIBLIOTHEQUE UPB

er ermüdete auch niemals zu trinken, und wenns ſeiner Muſik willen nicht wäre, ſo hätte man ihn manchmal nicht gern geſehen; denn wenn er nach ſeiner Gewohnheit viel getrunken hatte, ſo wurde er unleidlich und fing an zu toben und zu fluchen.

Da vermaß er ſich denn hoch und theuer, er wolle ein fideler Spielmann bleiben bis an ſein Ende, und wenn er fühle, daß er ſterben müſſe, ſo wolle er herzhaft noch eins trinken und mit dem letzten Liedlein ſeines Dudelſackes den Tod verſpotten.

Wie er's immer trieb, ſo hatte er's auch heute getrieben, und wo möglich noch ärger.

Da half kein Warnen und Zureden: Leonhard, nimm dich in Acht vor Schaden! er fluchte und vermaß ſich hoch und theuer, im Rauſche und bei einer luſtigen Tanzmuſik wollte er umkommen und nicht anders.

Jetzt zog er der Truppe vorauf. Sein Dudelſack quiekte und pfiff in einen fort, und die Burſche jodelten und die weißen Kleider der Mädchen ſchimmerten durch die Nacht.

Und als ſie auf den Kreuzweg kamen, wo die Wege ſich ſcheiden, ſchlug der Spielmann den Weg rechts ein die Höhe hinan.

Die Mädchen blieben mit lautem Geſchrei ſtehen und riefen: — Wohin wollt ihr, Spielmann? Hierher, links im Thale herum!

Leonhard deutete rechts, wo die Kirchthurmſpitze des Dorfs im Mondenſcheine zu ſehen war.

— Wollen wir nicht dorthin? fragte er; ich dächte, über die Haide iſt es näher, weshalb einen ſo großen Umweg machen?

Die Mädchen verſetzten:

— Auf der Haide iſt es nicht geheuer, Spielmann! da hausen in der Nacht die Zwerge und ſelten gelingt es einem, ungeſcheuten hinüber zu kommen.

Leonhard lachte hell auf.

— Was können einem die Zwerge anhaben?

— Sie zwingen dich zum Tanze und thun dir großes Leid an!

— Haha! lachte Leonhard weiter. Ich bin ſo manche Nacht allein gewandert, über Berg und Thal, über Kreuzwege und an Galgen vorbei, aber mein Lebtag iſt mir nichts begegnet. Es wäre mir ſchon ganz recht, wenn ich mit ihnen zuſammen käme, die kleinen Leutchen ſollen viel Geld und Silber beſitzen, es wäre gar nicht übel, wenn ich meinen Ranzen voll holte. Wo iſt der Weg zu den Zwergen?

— Leonhard! Leonhard! riefen die Mädchen voll Entſetzen. Sei nicht zu tollkühn! wer in die Gefahr geht, kommt darin um. Wenn du zu den Zwergen gehſt, mußt du mit ihnen tanzen, bis dir der Athem ausgeht.

— Tanzen' verſetzte Leonhard. Tanzen' da kame ich ja eben recht. Haben die kleinen Leutchen denn auch Spielleute, die ihnen Muſik machen?

— Sie haben den Wind, der über die Haide pfeift, als Spielmann, und die Nachtvögel ſingen ihnen dazu.

— Danach tanzt es ſich ſchlecht, entgegnete Leonhard; die Leutchen müſſen doch auch einmal erfahren, wie wohl ein Dudelſack beim Tanze thut. Gehabt euch wohl, wenn ihr nicht mit wollt; ich gehe über die Haide.

Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Dudelſack, ſpielte ein luſtiges Liedlein und ſchritt muthig die Höhe hinan nach der Haide.

Die Mädchen und ihre Begleiter erhoben ein lautes Wehgeſchrei und eilten davon.

Leonhard ſchritt wohlgemuth durch die Nacht und ſpielte ſeinen Dudelſack in einem fort; je weiter er kam, deſto luſtiger wurde er und die quiekenden Töne des Dudelſacks ſchrieen hell durch die Nacht. Er ging bis mitten auf die Haide, da ſah er hohe Steinblöcke ſich in der Nacht erheben; nicht weit davon waren die Wohnungen der Zwerge.

Leonhard ſpielte immer lauter, als er auf einmal ein Geräuſch vernahm, erſt wie das leiſe Gemurmel einer Quelle dann lauter wie das Rollen eines Baches, und endlich tief und ſchrecklich wie das Brullen des Meeres. Tauſenderlei Töne ſchlugen durch einander wie die Wellen der Brandung, kichern-

des Lachen, wütendes Pfeifen, leises Geflüster und endlich schlürfende Schritte durch den Sand.

Der Spielmann holte tief Athem, das kam ihm doch wunderlich vor. Er schaute ängstlich zur Linken und zur Rechten: die ganze Haide war lebendig und allenthalben regte und bewegte es sich, doch konnte er noch nicht erkennen, was, denn vor dem Monde stand eine Wolke.

Auf einmal wurde es hell; Leonhard schrie entsetzt laut auf. Zur Linken und zur Rechten, vor ihm und hinter ihm, allenthalben so weit sein Auge reichte, war die Haide mit Zwergen bedeckt und alle strömten auf ihn zu.

Leonhard fuhr zurück und wollte die Flucht ergreifen; allein die Zwerge verwehrten ihm den Weg und riefen mit ihren Heuschreckenstimmen:

— Das ist der lustige Spielmann Leonhard, der ist gekommen, um uns zum Tanze zu spielen.

Leonhard schlug um sich und versuchte die Zwerge abzuwehren. Diese aber riefen:

— Du gehörst uns, und jetzt soll es dir geben, wie du dich oftmals vermessen hast; spiele auf und tanze mit uns.

Da half kein Widerstreben; eine unsichtbare Gewalt zwang ihn, er setzte das Mundstück des Dudelsacks an die Lippen und hub an zu spielen und zu tanzen wider seinen Willen. Die Zwerge wirbelten mit ihm im Kreise und allemal wenn er anhalten wollte, riefen sie:

— Spiele, luſtiger Spielmann, ſpiele und tanze mit uns den Reigen.

Das ging die ganze Nacht ſo fort. Allein je matter die Sterne am Himmel glänzten, deſto ſchwächer wurden auch die Töne des Dudelſacks und die Füße Leonhards hoben ſich ſchwerer und ſchwerer vom Boden, bis die Morgenröthe anbrach und Hahnenruf ertönte, da verſchwanden die Zwerge und alles wurde ſtill.

Der luſtige Spielmann von den Bergen fiel athemlos auf die Erde. Der Dudelſack entſank ſeinen Händen und Lippen, die Arme fielen ihm ſchlaff am Leibe herunter und ſein Haupt beugte ſich todtmatt auf die Bruſt. Um ihn herum erſcholl es in den Lüften wie flüſternder Geſang:

— Schlaf, luſtiger Spielmann! ſchlaf, dir iſt geſchehen, wie du dich oftmals vermeſſen haſt; dein letzter Augenblick war Spiel und Tanz im Rauſche.

Als die Leute am Morgen kamen, um nach dem Spielmann zu ſehen, fanden ſie ihn todt auf der Haide liegen. Die Zwerge hatten's ihm angethan.

Die Wäscherinnen auf der Haide.

Um einen nüchternen Verstand ist es eine gar vortreffliche Sache. Denn wer sich der Völlerei und dem Trunke ergibt, lauft allerhand Gefahr und weiß nie, ob er gesund und wohlbehalten daheim antrifft. Nicht blos, daß die Füße zu leicht werden, wenn der Kopf zu schwer geworden ist, und man das Gleichgewicht verliert und stolpert und strauchelt — nein, es hat noch ein anker Bewenden damit. Wenn man in der Nacht heim geht und unter dem Hute zu viel hat, so fangen die Weingeister draußen in der Mitternacht an zu leben und öffnen dem Menschen ein Paar Augen, wie er sie sonst nicht hat, und nun sieht man allerhand Dinge, die ein Nüchterner nicht sieht oder sich nicht darum kümmert. Aber die Weingeister lassen keine Ruh und wollen mit ihren bösen Brüdern und Schwestern, den Nixen und Kobolden verkehren, und dabei locken sie den Menschen ins Verderben.

Hüte drum ein jeder sich fein, daß er in der Nacht keinen Rausch nach heim trägt, sonst könnt' es ihm leicht ergehen wie dem Wilm.

Der Wilm war ein Raufbold, der sein Lebelang nicht gut that, sondern den ganzen Tag in den Schenken lag und seine Groschen in Bier, Branntwein oder Wein verthat. Er hatte es von seinem Vater ererbt, der auch gern ein Krüglein über den Durst trank, und ihr wißt,

wie die Alten sungen,
so zwitschern die Jungen.

Sein Vater hatte sich in der Trunkenheit den Hals gebrochen und ein blaues Wunder war es, daß der Wilm noch seine ganzen Gliedmaßen hatte, denn gestolpert und gestrauchelt war er wahrlich genug. Früh morgens war er der erste in der Kneipe und abends der letzte; bei keiner Kirmeß fehlte er, und wenn es wo recht bunt zuging, so konnte man gewiß darauf rechnen, der Wilm war dabei und schrie und lärmte am ärgsten. In einem Jahre waren seine Mutter, seine Geschwister sammt seiner Frau gestorben, das hatte ihn aber nicht gerührt. Er nahm ihr Hab und Gut und dachte:

— Gut, da kann ich eins mehr trinken!

Während man die Leichen zur Erde bestattete, saß er hinter dem Glase und sang mit übermüthiger Laune:

Und hab' ich keine Frau im Haus,
So gehe ich nach andern aus!

Und wie gesagt, so gethan.

Der Schulze und andere rechtschaffene Männer warnten ihn, aber vergebens. Er trieb sein Wesen nach wie vor, und je mehr man ihm rieth, desto ärger macht er's.

Nun traf es sich eines Tages, daß auf Walpurgis, wo die Hexen ihr Spiel treiben, eine Kirmeß fiel. Weil's in der Zeit viel im Felde zu thun giebt, so kehrten fleißige Leute zu guter Stunde nach Hause zurück, der Wilm aber nicht so. Er hatte sich in einer Kneipe mit einer Anzahl Matrosen und liederlichen Leuten zusammen gefunden und sang mit den Schenkdirnen allerhand leichtfertige Lieder, so daß er darüber an keine Zeit dachte.

Um Mitternacht hatten Alle Kopf und Magen voll und legten sich zur Ruhe.

Der Wilm hatte auch sein Theil, konnte aber nimmer genug bekommen. Mißmuthig, daß die Anderen so frühzeitig aufhörten, zog er seines Weges und sang auf der Straße zum Aerger ordentlicher Leute allerlei Trinklieder und jodelte und schrie und fegte mit seinem Stocke links und rechts herum, daß er einem Vorübergehenden sicherlich Schaden zugefügt hätte.

So kam er bis an einen Kreuzweg, wo zwei Wege vor ihm sich schieden. Der eine war länger, aber gemächlich und sicher; der andre war kürzer, ging aber über eine Haide und unter dem Galgen vorbei, und Leute, die ihn zur Nachtzeit gegangen waren, hatten alle ein seltsames Getöse darauf ver-

nommen und mit Angſt und Mühe in fortwährendem Laufe das Dorf erreicht.

Wilm kümmerte ſich in ſeiner trunkenen Laune um nichts, ſondern ſchlug mir nichts dir nichts den Weg zur Linken ein und machte im Gehen mit ſeinen Holzſchuhen einen ſolchen Lärm auf den Steinen, daß man ihn weithin hören mußte.

Die Nacht war am Himmel weder Mond noch Sterne zu ſehen; der Wind fegte ſauſend über die Haide, der Bach, welcher durch dieſelbe floß, rieſelte in ſchauriger Eintönigkeit über die Kieſel und die Dornbüſche am Wege raſchelten, wie ein Menſch, der vor Furcht ſchauert, dazwiſchen erſcholl nichts als der weithinhallende Schritt Wilm's, der ſich um das alles nicht kümmerte, ſondern gemächlich weiter taumelte.

Er kam an einem alten Gemäuer vorbei; die Wetterfahne knarrte und rief Wilm vernehmlich zu:

— Kehre um! kehre um! kehre um!

Wilm hörte nicht und ging ruhig weiter.

Er kam zu dem Bache, da murmelte das Waſſer:

— Nicht weiter! nicht weiter! nicht weiter!

Wilm tappte ruhig nach den Steinen, die darin lagen, um hinüber zu gelangen, und ſchritt ruhig auf's andre Ufer.

Weiterhin ſtand eine alte Eiche. In deren Zweigen pfiff der Wind ſchauerlich und raunte Wilm in's Ohr:

— Bleibe hier! bleibe hier! bleibe hier!

Wilm nahm ſeinen Stock, fegte damit in die Zweige des Baumes, zerſchlug ein Paar Aeſte und ging weiter.

Endlich kam er an die verrufene Stelle in der Haide. Im nahen Dorfe hörte er es deutlich zwölf ſchlagen.

Wilm pfiff ein Liedlein; wie er aber mitten im beſten Pfeifen war, ſchlug ein ſeltſames Geräuſch an ſein Ohr, daß er inne hielt und horchte, was es ſein möge. Das Geräuſch klang, wie wenn es von einem unbeſchlagenen Wagen herkäme und ehe er ſich noch enträthſeln konnte, was es wohl bedeute, bemerkte er einen Wagen, der gerade auf ihn zukam. Derſelbe ſchien mit einem Lacken überzogen und als Wilm recht zuſchaute erkannte er, einen Leichenwagen.

Der Wagen wurde von ſechs ſchwarzen Pferden gezogen und als Fuhrmann ſaß der Tod mit Stundenglas und Hippe vorn auf. Der Knochenmann rief vor ſich her:

— Weiche oder erbleiche!

— Was treibt ihr denn hier, Freund Hain' rief Wilm übermuthig als der Leichenwagen ſeitwärts von ihm hinfuhr:

— Ich überfalle und falle! antwortete das Gerippe.

— Alſo wärt ihr ein Räuber und Mörder?

— Ich bin ein Schnitter ohne Rückſicht und Nachſicht.

Das heißt mit anderen Worten geſagt, ein Grobian oder ein Narr. Doch was habt ihr hier zu ſchaffen?

— Ich ſuche einen Mann, namens Wilm, verſetzte der Knochenmann und fuhr vorüber.

Wilm lachte hell auf und ſchritt weiter.

Als er tiefer in die Haide kam, wo der Bach breiter wird, ſah er ein Paar Frauen, die hingen Wäſche an den Dornenbüſchen auf.

— Meiner Treu! rief Wilm, die Mägdlein fürchten ſich auch vor keinem Spukgebild. Sagt mir, meine Täubchen, was treibt ihr denn ſo ſpät in der Haide?

— Wir waſchen, wir ringen, wir bleichen' antworteten die beiden Frauen aus einem Munde.

— Was denn aber?

— Das Hemde des Todten, der in dieſem Augenblicke noch redet und wallt.

— Eines Todten? ei, da möcht' ich doch wiſſen, wer der iſt'

— Wilm iſt ſein Name.

Wilm ſchlug ein noch helleres Gelächter auf, als das erſte Mal und ging ſtolpernd ſeines Weges weiter den Bach entlang.

Je weiter er ging, deſto deutlicher vernahm er ein Geräuſch vor ſich, das kam von den Wäſcherinnen auf der Haide, die an der breiten Stelle des Bachs Wäſche klopften, und nicht lange darnach ſah Wilm ſie ſelber. Sie wuſchen und ſangen Todtenlaken und ſangen dazu in ſchauerlicher Weiſe:

Wir drehn uns im Tanze
Im nächtigen Dunkel,
Beim Mondesglanze,
Beim Sterngefunkel,
Bei Regen und Schnee,
Und waschen und bleichen
Die Laken der Leichen:
Wer heut noch voll Leben
Der Freude ergeben,
Wie Rosen so roth,
Ist morgen todt,
O weh die, Wilm, o weh!

Sobald sie des lustigen Gesellen ansichtig wurden, erhoben sie ein großes Geschrei, eilten auf ihn zu und hielten ihm ihre Laken hin; er sollte ihnen helfen die Tücher auswinden, verlangten sie.

— Das ist eine kleine Gefälligkeit, die man so hübschen Kindern nicht abschlägt, sagte Wilm in seinem Weinmuthe, aber eine nach der andern, denn ein Mensch hat nur zwei Hände und und kann nicht allen auf einmal dienen.

Also legte er seinen Stab ab, faßte das Laken der einen Wäscherin und bemühete sich immer nach derselben Seite zu drehen wie sie, denn so viel erinnerte er sich noch, daß es kein ander Mittel gab, ihrer ledig und nicht an Arm und Bein zerbrochen zu werden.

Indem er aber so drehete und sprang, kamen die anderen Wäscherinnen dazwischen und Wilm glaubte unter ihnen seine

Mutter, ſeine Frau und ſeine Schweſtern zu erkennen und es kam ihm vor, als riefen ſie ihm mit ſchrecklicher Stimme:

— Wehe dir, du Trunkenbold, der du dich über unſern Tod gefreuet haſt, um unſre Habe vertrinken zu können, das Stündlein iſt gekommen, da du den letzten Tropfen getrunken haſt!

Und dabei ſchüttelten ſie ihre Haare, die lang und wild herunterhingen und ausſahen wie ein Schlangengewebe, und ſie ſchwangen hölzerne Hämmer, womit ſie die Wäſche klopften, mit zorniger Gebehrde und riefen immer drohender und ſchrecklicher:

— Wehe dir, Wilm, o weh!

Das brachte Wilm außer Faſſung. Der Schweiß rann ihm über die Stirne und als er mit der einen Hand nach dem Kopfe fuhr, um das Haar zurückzuwiſchen, vergaß er, mit der Wäſcherin über einen Strang zu drehen. In dem Augenblicke, da er anders herum frang, riß ihm das Laken aus der Hand und an allen Gliedmaßen von der Wäſcherin auf der Haide zerbrochen, ſank er bewußtlos nieder.

Als am andern Morgen die Mädchen nach der Stadt gingen, um ihre Milch zu Markte zu tragen, ſahen ſie Wilm auf der Haide unter einem Buſche am Loche liegen. Sie meinten, er habe zu viel Branntwein getrunken und ſei unterwegs liegen

geblieben; als ſie aber hin gingen um ihn zu wecken, ſahen ſie, daß er am ganzen Leibe verrenkt war.

Voll Schrecken liefen ſie ins Dorf und holten Leute herbei. Der Richter ging auch hin, weil er glaubte, es könne ein Verbrechen begangen ſein. Als er aber ſah, wie verdreht der ganze Leichnam war, da ſagte er:

— Laßt es gut ſein, Kinder! der Wilm iſt todt, er hat mit den Wäſcherinnen von der Haide Laken gerungen.

Die Gaben der Zwerge.

Vor alten Zeiten lebte einmal in einem Dorfe ein Mann mit ſeiner Frau, die gingen beide Jahr aus Jahr ein bei anderen Leuten in Arbeit, um ſich ihren Unterhalt zu verdienen. Pendir war der Aermſte im Dorfe, aber was ihm an Geld und Gut zu wenig beſchieden war, das hatte er in zweierlei Weiſe zu viel bekommen, und zwar im Guten und Schlimmen. Nämlich er beſaß ein ganz vortreffliches Herz und einen gewaltigen Höcker.

Das Erſte erwarb ihm viele Freunde und Alle hatten ihn lieb, allein des Höckers willen mußte er manchen Spott der loſen Straßenjugend ertragen. Aber dieſer Höcker war auch in der That ein wenig zu groß, und wenn Pendir ſich ſetzen wollte, ſo mußte er einen Stuhl ohne Lehne nehmen oder ſich auf die flache Erde niederlaſſen, weil ihm ſonſt ſein läſtiger Zierrath im Wege ſtand. Selbſt ſeine Frau, die ihn doch von Herzen liebte und vor der Hochzeit den Höcker ganz und gar nicht beachtet hatte, fand denſelben nach einem Jahre etwas verunſtaltend und ſagte manchmal:

— Ach, lieber Vendir, wie hübſch müßteſt du ſein, wenn dein Rücken ein wenig ſchlanker wäre; ich glaube, du gäbeſt den ſchönſten Mann im Dorfe ab.

Dieſe Bemerkung mußte Vendir eines Tages wieder hören, da er mit ſeiner Frau von der Arbeit heimkehrte. Sie hatten für den reichen Nachbar Heu umgewendet und weil ſie es nicht machten, wie faule Knechte, die beim Betglockenſchlage davon laufen, ſondern gern die Arbeit fertig haben wollten, ſo kamen ſie ungewöhnlich ſpät zurück.

Die Wieſe wo ſie geweſen waren, lag eine weite Strecke vom Dorfe entfernt. Die Sterne funkelten bereits hoch am Himmel und die Nacht war weit vorgerückt. Vendir mußte über eine große Haide, auf der es nicht recht geheuer war. Aber er that keinem Menſchen und Thiere was zu Leide, darum hatte er ein gut Gewiſſen und fürchtete ſich nicht.

— Komm, Liefel! ſagte er; laß uns eilen, daß wir hinüber kommen. Es ſollen böſe Zwerge auf der Haide wohnen, welche die ſpäten Wanderer zum Tanze zwingen, bis ihnen der Athem ausgeht, daß man ſie am andern Morgen todt unter freiem Himmel liegen findet.

Sie ſchritten raſch voran. Als ſie aber in die Mitte der Haide kamen, wo eine Menge großer Steinblöcke lagen, zwiſchen denen die Zwerge wohnten, da ſtürzten auf einmal lange Reihen von kleinen Kobolden hervor. Einige trugen große Hörner, auf denen ſie bliesen, und die Anderen hatten ſich mit den Hän-

ten angefaßt, tanzten und zogen einen großen Kreis um Venkir und ſeine Frau und ſchloſſen ſie endlich in ihre Mitte ein.

— O weh! rief Venkir ſeiner Frau zu, wir ſind verloren. Wenn die Zwerge uns zum Tanzen zwingen, ſo iſt's um uns geſchehen.

Frau Kieſel klammerte ſich feſt an ihren Mann und konnte vor Schrecken kein Wort reden.

Wirklich machten die Zwerge Anſtalt, die beiden Leute zum Tanze zu zwingen. Kaum aber waren ſie an Venkir herangekommen, da fuhren ſie mit großem Geſchrei zurück und ſchrieen in ſingendem Tone:

Laßt ihn ziehn, laßt ihn ziehn,
Seine Sichel ſchadet ihn,
Weh', die Sichel ſchadet ihn,
Laßt ihn ruhig weiter ziehn!

— Aha! dachte Venkir, die haben Furcht vor der Sichel. Hatt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß das Ding noch zu etwas anderm nütze wäre, als Gras zu ſchneiden.

Er zog ſeine Frau raſch mit ſich fort und erreichte glücklich ſein Haus.

In der Nacht aber gingen allerhand Gedanken in ſeinem Kopfe herum. Er dachte an den Höcker, den ſeine Frau heute zum dritten Male häßlich geſunken hatte, und an die Zwerge, die mancherlei Künſte verſtehen ſollten und vor ſeiner Sichel ſich fürchteten. Er ſprach kein Wort, aber am andern Morgen, als er aufſtand, dachte er: — ich weiß, was ich thue.

Abends richtete er es ſo ein, daß er allein nach Hauſe ging. Er wartete, bis die Sterne am Himmel ſchimmerten wie Millionen Edelſteine, und niemand ſich mehr in die Nähe der Haide wagte.

Vendir nahm ſeine Sichel zur Hand und ging gerades Wegs auf die Haide.

Die Zwerge ſahen ihn ſchon von weitem kommen und riefen ihm freundlich entgegen:

— Seht, da kommt Vendir!

— Ja, entgegnete Vendir. Da ich weiß, daß ihr in meiner Nachbarſchaft wohnt, ſo muß ich euch doch einen Beſuch abſtatten.

— Das iſt brav, riefen die Zwerge. Willſt du ein wenig mit uns tanzen?

— Nehmt mir's nicht übel, lieben Leutchen! verſetzte Vendir; aber ich habe einen kurzen Athem und kann's nicht lange aushalten.

— Wir halten ein, ſobald du nicht mehr kannſt.

— Verſprecht ihr mir das? ſagte Vendir, dem es nicht übel vorkam, einmal einen Reigen mitzumachen, um doch davon nachſagen zu können.

— Wir verſprechen es dir! antworteten die Zwerge.

Schwört ihr es mir bei meiner Sichel?

Wir ſchwören's bei deiner Sichel!

Vendir traute den Zwergen, trat mit in den Reigen und der Tanz ging los. Die Zwerge sangen dazu, aber es war immer dasselbe:

Montag, Dienstag, Mittewoch.
Montag, Dienstag, Mittewoch.

Vendir hörte es ein Weilchen mit an, dann blieb er stehen und sagte:

— Alle Achtung vor euch, gute Leutchen! aber euer Gesang ist erschrecklich eintönig. Ihr bleibt ja immer vorn in der Woche stecken und kommt nicht über die Mitte hinaus. Wenn ihr's zufrieden seid, so mache ich ein andres Verschen dazu; aber ihr müßt vorlieb nehmen wie gut oder schlecht es ausfällt, denn ich bin kein Reimschmied.

— Vortrefflich! immerzu! riefen die Zwerge.

Vendir hub an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittewoch.
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge geriethen in eine lebhafte Bewegung.

— Bravo! brave! riefen sie und drängten sich um Vendir. Du bist ein Poet sonder Gleichen und kannst vortrefflich tanzen. Sag' es uns noch einmal vor!

Vendir sang noch einmal:

Montag, Dienstag, Mittewoch
Donnerstag und Freitag noch.

Die Zwerge drehten sich wie närrisch vor Freude in wirbelndem Tanze und eilten dann wieder zu Bendir und riefen alle auf eins:

Hast du irgend einen Wunsch? Was begehrst du? Willst du Reichthum oder Schönheit. Du darfst einen Wunsch aussprechen, wir werden ihn erfüllen.

— Ist das euer Ernst? fragte Bendir überrascht.

— Voller Ernst! wünsche, wünsche!

— Nun denn! versetzte Bendir; schauet einmal her, ich habe einen Höcker, der mir just nicht zum besten steht und meiner Frau eben auch nicht zu gefallen scheint; könntet ihr mir davon abhelfen?

— Sei ohne Sorgen! riefen die Zwerge; komm einmal her! . . .

Sie ergriffen Bendir und fingen an, ihn einander zuzuwerfen wie einen Spielball, bis er die Runde durch den ganzen Kreis gemacht hatte.

— Jetzt ist es aus mit dir, dachte Bendir, als er so lustig durch die Luft flog, die Zwerge haben dich doch betrogen!

Allein als er an den Ersten zurückkam, stellte ihn dieser ganz ruhig wieder auf die Füße und — Bendir war seinen Höcker los. Er war jetzt so schmuck und schön geworden, daß seine leibliche Mutter ihn kaum wieder erkannt hätte.

Seine Frau wollte ihn erst gar nicht ins Haus aufnehmen. Bendir mußte ihr sagen, wie viel Hemden er im Koffer liegen

habe und wie viel Flecken auf ſein Arbeitskleid geſetzt wären; da glaubte ſie es endlich und ließ ſich von ihm ſeine Verwandlung erzählen. Zwar ſchmälte ſie, daß er ſich zu den böſen Zwergen gewagt hatte, allein die Freude über ſeine Verſchönerung konnte man deutlich auf ihrem Geſichte leſen.

Die Hütte, worin Bendix wohnte, gehörte ſeinem Nachbar, einem Schneider, der ein feines Männchen und ſehr reich, aber gewaltig geizig war und ein wenig ſtotterte. Der Schneider hatte ſeit einigen Tagen den Miethzins von Bendix zu fordern. Als er die Veränderung erfuhr, welche mit dieſem vorgegangen war, wurde er neidiſch auf das Glück deſſelben, denn ein Geiziger kann es nicht verſchmerzen, wenn einem etwas Gutes geſchieht, ſei es auch eine noch ſo unſchuldige Sache. Er dachte nach, daß es damit eine beſondre Bewandtniß haben müſſe, und wollte es wiſſen.

Er ging alſo zu Bendix, mahnte ihn um den Miethzins und drohete, ihn aus der Hütte zu werfen, wenn er nicht auf der Stelle bezahle.

Bendix bat ihn, er möge noch ein Paar Tage warten, da bekomme er ſeinen Lohn und könne die Schuld abtragen. Aber der geizige Schneider gab keinen Pardon. Endlich nach langem Bitten ſagte er:

— Gut, ich will drei Tage warten, wenn ihr mir ſagt, wie ihr euren Höcker los geworden ſeid.

Vendir erzählte es ihm und theilte ihm auch das Geheimniß von der Sichel mit.

— Schönheit und Reichthum! dachte der Schneider; da fällt einem die Wahl nicht schwer und man kann um so einen Wunsch schon einen Ganz thun.

Sobald der Mond am Himmel stand, ging er auf die Haide und fand die Zwerge. Sie sangen ihren alten Vers mit dem Zusatze, den Vendir gemacht hatte, und tanzten lustig umher. Der Schneider tanzte mit und als er ein Weilchen mit herumgekreiset war, blieb er stehen und rief: er wolle auch ein Verslein dazu thun.

Voller Freuden blieben die Zwerge stehen. — Sing, riefen sie, sing!

Sie selber fingen an:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch —

— Sing! sing! riefen sie.

Stotternd sing der Schneider an:

Sa ... Sa ... Samstag ...

Weiter! weiter! schrieen die Zwerge.

Sa ... Sa ... Samstag ... a ... a ... auch dazu ...

Weiter konnte es der Schneider nicht bringen, der Schweiß stand ihm dick auf der Stirne und sein Herz klopfte wie ein Hammer.

Die Zwerge liefen wild durch einander und schienen auf den Schneider böse zu sein. Endlich stellten sie sich um ihn und sagten:

— Weil du unsern Vers denn doch etwas verändert hast so thu einen Wunsch, wähle zwischen Schönheit und Reichthum'

Da bekam der Schneider wieder frischen Muth.

— Hört! sagte er, Bendix hat Schönheit gewählt; damit ihr nicht zweimal dasselbe zu gewähren habt, so will ich nehmen, was Bendix nicht gewollt hat.

Augenblicklich erfaßten ihn die Zwerge und schleuderten ihn aus einer Hand in die andre durch den Kreis. Als er beim Letzten angekommen, da war sein Wunsch erfüllt, aber nicht in dem Sinne, wie er es gemeint, daß er Geld und Gut bekomme, sondern der Höcker, den Bendix nicht gewollt hatte, saß zwischen seinen Schultern. Mit Schimpf und Schande trieben ihn die Zwerge von der Haide.

Der Schneider war über dies Mißgeschick wüthend, und da die meisten Leute immer gern die Schuld von dem Unheil was sie selbst angerichtet haben, auf andere schieben, so schrie auch er, Bendix habe ihn verleitet, und schwur sich zu rächen. Er schloß sich zwei Tage lang ein und ließ Bendix am Abend des zweiten Tages sagen, wenn er am andern Morgen nicht den Zins bezahlt habe, so lasse er ihn aus der Hütte jagen und alles, was drin sei, verkaufen.

Pendir hatte geglaubt, der Schneider werde den nächsten Tag noch abwarten. Als er diesen Bescheid bekam und die Leute im Dorfe sich einander zuflüsterten, der Schneider trage jetzt Pendir's Hocker, da verlor er die Hoffnung. In großer Bekümmerniß nahm er die Sichel und ging auf die Haide.

Die Zwerge sangen wieder ihr Lied:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch,
So ... So ... Samstag a ... a ... auch dazu ...

Wie traurig Pendir auch war, so mußte er über den Gesang doch lachen.

— Das klingt und klappt ja nicht' rief er.

— Ah, da ist unser Pendir' ja, ja' das ist ein schlechtes Versmiel.

— Na, laßt sehen, es läßt sich dem Dinge vielleicht nachhelfen, sagte Pendir, und fing an zu singen:

Montag, Dienstag, Mittewoch,
Donnerstag und Freitag noch,
Thu den Samstag auch dazu,
Sonntag geht die Woche zur Ruh'

— Bravo, bravo' riefen die Zwerge. Pendir ist unser Retter' Er hat den Vers fertig gemacht, der uns aufgegeben war, und wir sind erlöst von unserm Tanze.

Sie drängten sich um Pendir herum und erzählten ihm, daß sie zur Strafe für einen schlechten Gebrauch ihrer Macht verurtheilt gewesen, so lange in dieser Haide zu wohnen und

die ganze Nacht zu tanzen, bis jemand den Vers vollende, deſſen erſtere Worte ihnen vorgeſchrieben worden.

Wie ſie ſich ſo freueten, dachte Vendir: — Jetzt kannſt du deine Bitte recht bequem anbringen.

Er klagte alſo den Zwergen, daß er büßen müſſe, was ſie an dem Schneider gethan; er wolle ihn morgen aus der Hütte werfen und ſeine Habſeligkeiten verkaufen, wenn er den Miethzins nicht zahle.

— Bekümmre dich nicht! entgegneten die Zwerge. Wir verlaſſen jetzt die Haide und wollen unſerm Retter gern erkenntlich ſein. Schau, hier zwiſchen den Steinen liegen zwölf Säcke, die ſollſt du haben; nimm ſie und trage ſie in dein Haus.

Vendir dankte, nahm Abſchied und ging mit den Säcken heim.

Als er zu Haus angekommen war, warf er die ſchwere Laſt auf die Erde und rief ſeiner Frau zu:

— Zünde Feuer an und verſchließ Thür und Fenſter, damit unſer Nachbar nichts von dem Reichthum ſieht, den ich mitbringe. Potz, wie ſchwer das war, es muß ſo viel ſein, daß man drei ganze Dörfer dafür kaufen kann.

Die Frau that, wie er geſagt, dann eilte ſie zurück und öffnete einen Sack nach dem andern; da war in allen lauter — Sand, dürres Laub und Kieſelſteine.

Bei dieſem Anblick ſtieß die Frau ein lautes Geſchrei aus.

Da ſieh, was du haſt. Ich habe es ja immer geſagt, daß von den Zwergen nichts Gutes kommt. Wenn es uns nur nicht noch mehr Unglück ins Haus bringt.

Pendir ſtand ſtarr vor Schrecken da; in ſeinem Entſetzen fiel ihm die Sichel, die er noch hielt, aus der Hand. Der Stiel derſelben war aus Haſelholz und fiel gerade in den Sack. Augenblicklich verwandelten ſich die Blätter in Goldſtücke, die Kieſelſteine in Diamanten und der Sand in Perlen. Pendir merkte jetzt, daß das Haſelholz eine eigene Kraft habe und nicht blos einen ungezogenen Buben artig machen, ſondern auch verzauberte Schätze wieder verwandeln könne. Er ſah ſeinen Verſuch ebenfalls bei den übrigen Säcken anſchlagen und war auf einmal der reichſte Mann im Orte, zum größten Verdruſſe des Schneiders, der es gleichfalls gern geworden wäre, aber aus ſeinem Geize nur üblen Gewinn gezogen hatte.

Merk's alſo, Genügſamkeit hilft weiter als Habſucht.

Wie der Teufel einmal Kantor war.

Als die Leute noch recht fromm waren und viel in die Kirchen gaben, kamen die Engel und Heiligen oft vom Himmel herab und freueten ſich, daß man ihnen viele Ehre anthat. Auch Herr Jeſus Chriſtus ſtieg zuweilen auf die Erde herunter und ſchauete, wie es zuging und ob der böſe Feind kein Unkraut in den Weizen ſäe.

Eines Tages kam er durch das Wolfsholz, wo er eine arme Wittwe beſucht hatte, und als er auf den Kreuzweg gelangte, ſah er einen Reiter mit einem großen Sacke an einer Dornhecke entlang gegen ſich kommen. Der Reiter hatte ſich eine Roſe in den Mund geſteckt und ſang ein luſtiges Liedlein.

Herr Chriſtus wollte ſich nicht in ſeinen Gedanken ſtören laſſen und trat bei Seite. Er meinte nämlich, es wäre ein Müller, der mit einem Kornſacke zur Mühle zöge; als der Reiter aber auf den Kreuzweg kam, erkannte er, daß es der Teufel war.

— Du hier? fragte Herr Chriſtus verwundert.

— Die Heerſtraße iſt jedermann frei! verſetzte der Teufel.

— Und woher kommſt du?

— Ich habe meinen Erntegang gehalten, entgegnete der Teufel ſpöttiſch. Mein Vetter, Freund Hain, hat die Saat geſchnitten, ich habe ſie gedroſchen und nehme die Spreu mit mir, das gute Korn habe ich liegen laſſen, damit es die Menſchen in die Erde bringen.

— Alſo der ganze Sack iſt voll Seelen? fragte Herr Chriſtus.

— Ja, verſetzte Satan, und zwar nicht blos Seelen von Schenken, Zollpächtern und Schweinhirten, ſondern es ſind auch ganz artige Nonnenſeelchen und feiſte Pfaffen darunter.

— Ach, ſprach Herr Chriſtus mitleidig, die armen Seelen. Weshalb ſtellſt du ihnen ſo nach?

— Mit demſelben Rechte, womit der Fuchs die Hühner fängt und der Wolf die Schafe, entgegnete der Teufel lachend.

— Höre, ſagte Herr Chriſtus, wir wollen einen Handel machen. Laß mir den Sack voll Seelen ab, ich will dir dafür geſtatten, daß du einen Tag ohne Qual als Menſch auf Erden wandelſt.

— Und ſoll ich meine Macht behalten? fragte der Teufel geſpannt.

— Die will ich dir gleichfalls laſſen, wenn du verſprichſt, daß du dieſelbe nur gebrauchen willſt um die Menſchen zu beglücken und nicht um ſie zu quälen.

— Nimm deine Seelen' rief der Teufel lustig, der Handel ist abgemacht.

Herr Christus nahm die geretteten Seelen und fragte den Teufel, unter was für einer Gestalt er auf Erden erscheinen wolle.

— Höre! versetzte der Teufel, da fällt mir ein, in dem Orte dort hinten ist der Kantor gestorben und die Gemeinde sucht einen neuen; ich will den Dienst einen Tag übernehmen.

— Das ist mir lieb, erwiderte Herr Christus, denn an dem Orte ist nichts zu verderben, es wohnen lauter Hexen und Zauberer darin bis auf drei Familien und für die ist mir nicht bange; ja, ich bin derselben so gewiß, daß ich dir ein volles Anrecht auf sie geben will, wenn du sie auch nur zum geringsten Fehltritt bewegst; versteht sich ohne deine Gewalt anzuwenden. Also sei für einen Tag Mensch mit Teufelsgewalt und vergiß die Bedingung nicht.

Der Teufel lachte ins Fäustchen und trollte sich.

Er ging geradeswegs zu dem Dorfe, wo man einen Kantor suchte; als ihn die drei guten Familien in ehrbarem schwarzen Frack, mit weißer Halskraute, Schnallenschuhen und schwarzen Strümpfen auf einem alten Esel, der den Kopf fast bis zur Erde hängen ließ, ins Dorf einziehen sahen, sagten sie zu einander:

— Das muß ein gar vortrefflicher Kantor sein, wir wollten, er meldete sich bei uns.

Die Anderen aber ſchüttelten den Kopf und meinten:

— Der ſieht aus, als wäre er noch ſchlimmer denn alle ſeine Vorgänger.

Weil indeſſen ein Kantor in damaliger Zeit nicht ſo leicht aufzutreiben war, ſo mußten ſie ſchon mit Herrn Satan zufrieden ſein.

Die drei guten Familien kamen zu dem neuen Herrn Kantor und brachten ihm ihren Gruß. Der Teufel that recht heilig gegen ſie, ging mit ihnen in die Kirche und betete eine ganze Stunde. — Aber wenn der Teufel um Sonnenſchein zu bitten ſcheint, ſo regnet es Schloſſen. Indem die guten Leute ſeine übermäßige Heiligkeit bewunderten, ſann er darüber nach, wie er's am beſten anfange, die Leute zu verderben, ohne ihnen Böſes zu thun, denn ſeine Bedingungen durfte er nicht brechen.

Nach Verlauf einer Stunde erhob er ſich und ging ſchnurſtracks zu dem Hauſe der erſten Familie, die am nächſten bei der Kirche wohnte.

Das waren ein Paar alte Eheleute, die ihr Lebelang viel Noth und Entbehrung gehabt und ſich abgemüht hatten, kein Menſchen- oder Kirchengebot zu verletzen.

Eben als der neue Kantor eintrat, ſetzten ſie ſich zu Tiſche. Man konnte es ihren Schüſſeln anſehen daß ſie arm waren und heute ein Faſttag fiel; denn ihr ganzes Mahl beſtand in einer Brotſuppe und ſaurer Milch.

— Gute Leutchen! ſprach der Kantor mit Bedauern, eßt ihr alle Tage ſo ſchmale Koſt?

— O nein, Herr Kantor! verſetzten Mann und Frau; wir haben alle Monate eine Fleiſchſuppe auf dem Tiſche und alle Jahre einmal, zu Oſtern, gibt es Kuchen bei uns.

— Und gelüſtet es euch nie nach Beſſerm?

— Ach, Herr Kantor! das Wünſchen iſt ein Erbfehler der armen Leute, verſetzte die Frau; oft wenn wir im Schloſſe zuſahen und die duftenden Schüſſeln vorübergetragen wurden, haben wir uns gewünſcht, nur ein einziges Mal vor unſerm Tode ſo ſpeiſen zu können, wie die vornehmen Leute es alle Tage haben.

Dahinaus wollte der Teufel es gerne haben.

— Nun, ihr lieben guten Leute, der Wunſch ſoll euch erfüllt werden, ſagte er mit freundlichem Lächeln. Schauet her; ich habe hier einen alten Holzteller, den vordem ein großer Wundermann beſaß; wer den Teller hat, braucht nur zu wünſchen, ſo ſteht alles fertig vor ihm da. Ich würde ihn euch ſchenken, allein es iſt doch billig, das er auch bei den anderen Armen Reihe um geht, darum kann ich ihn euch nur für heute Abend leihen. Eßt und trinkt alſo nach Herzensluſt und denkt, daß es ſobald nicht wieder kommt.

Die armen Leute dankten gar höflich und der Teufel ging ſeiner Wege, um ſich weiter umzuſchauen.

Kaum war er zur Thüre hinaus, so stellten die beiden Leute recht wie ein Paar geborne Hungerleider den hölzernen Teller auf den Tisch und fragten sich:

— Was sollen wir nun zuerst wünschen?

Nach langem Besinnen hub die Hausfrau an und schauete mit erwartungsvoll gespanntem Blicke auf die Tafel:

— Ich möchte wohl einen gezuckerten Eierkuchen und eine Rosinentorte haben.

Augenblicklich stand Eierkuchen und Rosinentorte vor ihr.

Beide Eheleute schrien vor Verwunderung laut auf und fielen wie ausgehungerte Wölfe darüber her; doch nachdem sie sich von der Leckerheit der Bissen überzeugt hatten, bemerkte der Mann wohlweise:

— Wir sollten den Anfang mit etwas Kernhaftem machen. Solche Leckerbissen schmecken nachher noch immer.

— Das ist wahr! versetzte die Frau. Fordre einen Schweinskopf, am Spieße gebraten.

— Oder eine Hammelkeule, entgegnete der Mann.

— Nebst einer Hasenpastete.

— Und etliche Bratwürste.

— Weißbrod nicht zu vergessen! setzte die Frau hinzu.

— Und eine Flasche Wein gleichfalls.

So wie sie irgend etwas genannt hatten, erschien es unverzüglich auf dem Tische. Sie hieben mit vollen Messern ein, als auf einmal die Frau zu schreien begann:

— Herr Gott! es iſt ja heute gebotener Faſttag.

Der Mann ließ vor Schrecken das Meſſer fallen.

— Faſttag! wiederholte er mit betrübtem Tone.

— Ja, ja! Und ein Freitag obendrein!

— Du haſt recht, geſtern iſt Donnerſtag geweſen, heute Freitag und gebotener Feſttag dazu!

— Wir dürfen kein Fleiſch eſſen, ohne das Gebot zu verletzen, ſprach die Frau kläglich.

— Und heute Abend müſſen wir den Wunderteller wieder herausgeben.

— Es wird uns nie wieder geboten.

— Ach! im ganzen Leben vielleicht nicht wieder!

— Die ſchöne Haſenpaſtete unberührt laſſen!

— Und die leckeren Bratwürſte!

— Von der Schöpſenkeule nichts koſten!

— Und den Schweinskopf blos anſehen dürfen!

So ſprachen die Leidenden abwechſelnd mit höchſt gerührter Stimme und konnten keinen Blick von der Tafel ablaſſen, wo die leckeren Gerichte luſtig dampften und einladenden Duft vorbereiteten. Der Mund lief ihnen voll Waſſer und mit Betrübniß ſprach der Mann weiter:

— Daß es auch verboten ſein muß, heute Fleiſch zu eſſen!

— Ja, und wenn es nicht der Herr Kantor wäre, der es uns erlaubt hat.

— Wahrhaftig! Frau, du kommſt da auf einen geſcheiten Einfall!

— Ja, hat er uns denn nicht traktiren wollen...

— Du haſt Recht. Was der Kantor ſagt, das iſt recht und wir dürfen es thun.

— Ja, der Kantor iſt ſo gut wie der Pfarrer, weil wir keinen hier im Orte haben und er ſeine Stelle vertritt.

— Und was er uns bietet, dürfen wir eſſen.

— Ich glaube ſogar, daß wir ein gottgefälliges Werk damit thun.

— Langen wir alſo zu.

— Ja, eſſen wir.

Wie gesagt, so gethan. Mit gieriger Hast fuhren die Hände nach der Schüssel und Stück für Stück flog vom Tische in den Mund. Die Lüsternheit war größer als ihre Tugend und die Versuchung gar zu mächtig.

Der Teufel stand an der Thür um zu schauen, wie sie sich benähmen und als er sie so tapfer einhauen sah, lachte er ins Fäustchen, sagte: — nun wird's schon kommen' und ging seinem Gewerbe weiter nach.

In der nächsten Hütte wohnte eine Wittwe, die hatte eine einzige Tochter und einen Vettersohn, der lange bei ihr im Hause gedient hatte. Es war ihm dafür ihre Tochter zur Frau und ihr Haus als Mitgift versprochen. In der Stube saßen eine Menge Schneider, die machten Kleider, und draußen in der Flur hämmerten die Tischler, die verfertigten Schränke und Geräth für das junge Brautpaar. — Draußen vor der Thüre aber hielt ein junger Edelherr, welcher mit dem Vetter des Mädchens sprach und um ein Pferd handelte.

— Der kommt mir recht gelegen, dachte der neue Kantor und trat ins Haus.

Die Wittwe und ihre Tochter nahmen ihn ehrerbietig auf. Die Mutter erzählte wie viel Eier ihre Hühner legten und wie die letzte Erndte ausgefallen, von den kranken Kühen und der vortrefflichen Milch ihrer Ziegen, und als sie hinging, um dem Kantor eine Probe von der fetten Sahne zu holen, trat der Teufel zu dem Töchterlein und fing an mit ihr zu schwatzen.

Du willſt Dich verheirathen, meine Tochter! ſprach er; der Eheſtand iſt ein ſchwerer Stand, zumal wenn man einen Mann bekommt, der ſein Lebtag von nichts anderm gehört und geſehen hat, als was in ſeinen vier Wänden und im Dorfe geſchieht. Dazu kommt noch ſaure Arbeit obendrein, Krankheiten, ungezogene Kinder — da haben es die Reichen weit beſſer.

— Das iſt wohl wahr, ſagte das Töchterlein und wurde nachdenklich.

— Und wie leicht kann nicht ein Bauernhausſtand in Verfall gerathen. Es braucht nur eine Viehſeuche oder Mißwachs zu kommen — da iſt das Glück dahin und die arme Frau hat ihre Kinder und die liebe Noth auf dem Halſe.

— Ja, ja, Herr Kantor! ihr habt recht. Alles, was ihr ſagt, iſt die volle Wahrheit.

— Von dem frühen Aufſtehn und den wunderlichen Launen der Männer will ich nicht einmal reden.

— Ach, Herr Kantor, Michel ſchlägt ſein armes Vieh immer ſo entſetzlich! ſagte das Mädchen voll Schauder.

— Ja, mein Kind! das iſt eine ſchwere Prüfung, worein du fortan willſt. Und wie leicht iſt es nicht, daß der Mann ſeine Frau nicht einmal recht liebt, ſondern blos um des leidigen Geldes willen genommen hat!

— O, ſeufzte jetzt das Mädchen, wie wahr redet ihr, Herr Kantor! ich weiß ja nicht einmal, wie ich mit dem Michel daran bin.

— Nun höre, liebes Kind' ſagte der Kantor beruhigend, ſei nicht traurig, ich will dir helfen. Schau, ich mag dich leiden, du gefällſt mir. Nimm dieſen eiſernen Ring, er hat eine gar wunderbare Kraft. Wenn du ihn an den Finger ſteckt, ſo ſind dir alle Leute gut, die du lieb haſt. Es hängt ganz von dir ab, wer es iſt, ob ein Edelmann oder ein Graf oder gar ein Herzog. Du brauchſt nur den Ring anzuſehen und an ihn zu denken, ſo iſt dein Wunſch erfüllt.

Das Mägdlein nahm den Ring voller Freuden, machte ein halbes Dutzend Knixe und bedankte ſich viel tauſendmal.

Der Kantor ging ſeinen Weg und ſagte bei ſich:

— Wir wollen ſehen, wie das Glück bei dir anſchlägt'

Das Mädchen ging auf den Hof , um ihren Vetter zu rufen. Dieſer war hinaus auf's Feld gegangen und es war niemand da als der junge Edelmann allein.

Der Edelmann war ein ſtattlicher, hübſcher Herr, ſein Geſicht leuchtete freundlich wie die Sonne und alle ſahen mit wahrem Vergnügen auf ihn.

Als das Mädchen ihn erblickte, dachte ſie an die Worte der Kantors und augenblicklich ſah ſie ſich im Geiſte als vornehme Frau, mit ſeidenen Gewändern angethan und von reich gekleideten Dienern umgeben. Sie ſchaute ihren Ring bedenklich an und ſagte:

— Dieſer iſt ja nur ein ſchlichter Edelmann, kein Fürſt oder Herzog; ich will doch einmal verſuchen, ob es zutrifft.

Indem ſie dies leiſe vor ſich hin ſprach, ging ſie bis zu dem Edelmann heran.

Der Edelmann rief ſie freundlich an:

— Nun, ſchöne Jungfrau! ihr ſchauet euch wohl nach einem Bräutigam um!

— Ich habe ſchon einen Bräutigam, ſagte ſie und ſchlug verſchämt die Augen nieder.

Der Edelmann war vom Pferde geſprungen und faßte ſie bei der Hand:

— Mein hübſches Mägdlein, ich kann dir gar nicht ſagen, wie du mir gefällſt.

Das Mädchen wollte die Hand zurückziehen; darüber bemerkte der Edelmann den eiſernen Ring an ihrer Hand und fragt ſie, was derſelbe bedeute.

— Ich habe ihn gefunden, verſetzte ſie, und das war der erſte Fehltritt, eine Lüge.

— Dann gehört er mir, ſprach der Edelmann, denn ich bin Herr von dieſem Lande und was darauf gefunden wird, iſt mein.

Er zog den Ring von dem Finger des Mädchens und ſteckte ihn an ſeine Hand. Augenblicklich faßte er eine heftige Liebe zu dem Mädchen, er küßte ſie und fragte, ob ſie mit ihm gehen wolle.

Das Mädchen ſagte: Ja! Der Edelmann ſetzte ſie vor ſich auf das Pferd, ſprengte mit ihr davon und ſo verließ ſie

ihre Mutter und ihren Vetter, dem ſie die Ehe verſprochen hatte, und das war der zweite, ein großer, großer Fehltritt.

Der Teufel hatte hinter dem Zaune geſtanden.

Als er dies ſah, klatſchte er in die Hände und rief:

— Herrlich, herrlich! das Glück ſchlägt bei dieſen Leuten vortrefflich an.

Er ging weiter.

In der dritten guten Familie waren drei Brüder, die das Gut, welches ſie von ihrem Vater geerbt hatten, bebaueten und im herzlichſten Frieden lebten.

Der Teufel als Kantor traf ſie in der Hausthür an, wo ſie ſich beſchäftigten, mit ihren Meſſern hölzerne Nägel für die Geſchirre zu ſpitzen.

Als ſie den Kantor gewahrten, legten ſie die Arbeit aus der Hand und ſtellten ſich ehrerbietig hin um ihn würdig zu empfangen.

— Laßt euch nicht ſtören, ſprach der Teufel und winkte gnädig mit der Hand. Bleibt ruhig bei eurer Arbeit. Was macht ihr denn da?

— Wir ſchnitzen Nägel und Pflöcke, um die ſchadhafte Egge und unſern Pflug auszubeſſern, ſagte ein Bruder.

— Ja, ſetzte der zweite hinzu, die Geräthe ſind wohl von den beſten Werkmeiſtern gemacht, aber unſer Erdreich iſt hart und ſteinig, es koſtet viel Schweiß, bis eine Furche gezogen iſt.

— Und, bemerkte der dritte Bruder, alle Tage um den andern müssen wir das Geschirr wechseln, so sehr leidet es Schaden.

— Ach, sagte der Kantor, das ist ja recht schlimm! Ihr habt es ja recht sauer. Doch, da fällt mir bei, ich habe einen Holznagel von gar besondrer Kraft. Wenn man den in den Pflug oder die Egge steckt, so geht das Geschirr ganz von selbst und thut mehr und bessere Dienste, als vier Gespanne. Die Hauptsache dabei: ist, daß Pflug und Egge niemals Schaden nehmen, sondern aushalten, so lange der Nagel darin sitzt. Leider darf der Wundernagel nur einem Herrn angehören, sonst verliert er seine Kraft, und da möchte euch wohl schwer zu helfen sein, weil ihr so ganz gemeinsam lebt.

Die Brüder schauten sich an.

— Wir müßten unsre Habe trennen und um den Wundernagel losen!

— Das ginge, sagte der Teufel listig, nahm einen Strohhalm, brach drei ungleiche Theile davon und hieß die Brüder ziehen.

— Wer das kürzeste Stück zieht, hat den Nagel gewonnen!

Der jüngste Bruder zog das kürzeste Loos und bekam den Wundernagel. Der Kantor aber ging seiner Wege.

Sobald er fort war, nahm der jüngste Bruder den schlechtesten Pflug, ging damit aufs Feld, steckte den Wundernagel hinein und siehe — der Pflug ging von sich selber und so schnell

und zog so vortreffliche Furchen, daß die anderen Brüder voll Neid auf den jüngsten und auf den Pflug blickten.

— Was der Schlingel für ein Glück hat, sagten sie unter sich. Wir sind älter und uns gebührte er von Rechts wegen. Aber er hat mehr Glück als Verstand.

Der jüngste Bruder vernahm diese Rede und drehete sich mit stolzer Miene um:

— Ich muß doch wohl mehr werth sein, als ihr, sagte er, denn sonst wäre ich nicht so begünstigt.

Die anderen beiden Brüder hießen ihn einen hochmüthigen Narren, es kam zu Hin- und Herreden, zu Streitworten, bis der jüngste Bruder endlich voll Zorn rief:

— Hört auf! oder ihr sollt fühlen, mit wem ihr es zu thun habt. Ich bin jetzt reicher und mächtiger als ihr und ihr müßt mir den Vorzug geben.

Diese Worte regten den Anderen die Galle auf, das Blut stieg ihnen zu Kopf und drohend riefen sie:

— Nimm dich in Acht, du Naseweis, sonst wollen wir's dich lehren.

— Kommt her, wenn ihr Muth habt, rief der Jüngste, riß das Eisen aus seinem Pfluge und trat ihnen trotzig entgegen.

Das konnten die Anderen nicht ertragen. Sie holten ihre Messer hervor, warfen sich über ihn und streckten ihn mit einem Stiche todt zu Boden.

Da erſcholl hinter einem Buſche hervor ein hölliſches Gelächter — es war der Teufel, der ſich dort verſteckt und zugeſchaut hatte, wie ſeine Wohlthaten bei den Leuten anſchlügen. Voller Freuden ging er nach Hauſe und befahl ſeiner Magd ihm ein Abendbrod aufzutragen. Ein ganzes Ferkel befahl er und ein volles Faß vom beſten Wein, denn er wollte ſich gütlich thun.

Als er das Ferkel anſchnitt und eben den erſten Zug von ſeinem Weine that, wurde ihm die Nachricht gebracht, daß die beiden alten Eheleute todt in ihrer Stube gefunden wäre. Sie hatten zu viel gegeſſen und getrunken, waren in Hader mit einander gerathen und hatten ſich gegenſeitig das Meſſer in den Leib gerannt.

Der Teufel klaſchte in die Hände und ließ ſich in ſeiner Freude noch einen feinen Braten und ein größeres Faß Wein kommen.

Als er wieder ein Stücklein gegeſſen und ein Glas getrunken hatte, wurde ihm die neue Botſchaft gebracht, daß der Vetter der Wittwe ſich vor Verzweiflung in einen Brunnen geſtürzt habe, weil ſeine Braut mit dem Edelmanne davon gegangen ſei, und daß das Mädchen bei dieſer Nachricht zuerſt dem Edelmann und dann ſich ſelbſt Leides angethan.

Der Teufel ſprang vor Freuden hochauf und kaum hatte er Zeit, ſich einen leckern Salat zu ſeinem Braten zu beſtellen,

da erſchien ein Andrer und brachte die Botſchaft, daß die beiden anderen von den drei Brüdern in ihrer Verzweiflung, weil ſie den jüngſten Bruder todtgeſchlagen, ſich aufgehängt hätten.

— Bravo! bravo! rief der Teufel und beſtellte ſich eine Torte, Zuckerbrod und die auserleſenſten Getränke, da ging die Thüre auf und Herr Chriſtus trat herein.

Der Tag des Teufels war abgelaufen und Herr Chriſtus kam um ſich zu erkundigen, wie er ſein Kantoramt verwaltet hatte.

An des Teufels luſtigen Gebehrden erkannte er gleich was geſchehen. Er ſchalt ihn heftig, aber der Teufel verſetzte:

— Du haſt mir erlaubt den Leuten Wohlthaten zu erzeigen, das habe ich gethan. Ich habe keinen zu Schlechtigkeiten gezwungen, was ſie gethan haben, das thaten ſie freiwillig. Du magſt daraus erkennen, wie ſehr du dich auf die Tugend der Leute verlaſſen kannſt, ſobald du ihnen einen Vorzug vor Anderen in die Hände gibſt.

— Ja freilich, ſagte Herr Chriſtus; das leidige Geld und Gut macht die Leute unter einander zu Feinden und ſtiftet Betrug, Raub, Mord und Todſchlag. Ich ſehe von neuem daraus, daß man dem Teufel nur ein Titelchen vom Finger zu reichen braucht, ſo hat er einen gleich ganz, ſei es durch Hochmuth, oder durch Geiz oder durch was ſonſt immer, und allen Leuten zur War-

nung ſei es geſagt, daß ſie ſich nicht vom Stolze oder Neide lenken laſſen, er führt zu keinem guten Ende. Du aber legſt dein Kantoramt jetzt nieder, der Tag iſt abgelaufen.

So mußte der Teufel wieder abziehn, aber die Leute erzählen ſich noch immer, daß er einmal einen Tag Kantor geweſen und was für Unheil er geſtiftet hat.

Die verwünſchte Stadt.

Vor undenklichen Zeiten lebte einmal ein König, den alle Leute liebten und prieſen, weil er über alle Maßen milde und gut war. Unglücklicherweiſe jedoch hatte er eine Tochter, die führte ein wildes Leben und war von ihrem Vater weggegangen, damit ſie ſeine Ermahnungen nicht länger höre.

Der König betrübte ſich ſehr, aber er konnte es nicht ändern, denn obgleich ſeine Tochter ihn ſehr kränkte, ſo liebte er ſie doch zu ſehr, als daß er etwas gegen ſie unternehmen mochte.

Eines Tages jagte der König mit ſeinem Gefolge in einem großen Walde; ſie verloren ſich alle mit einander und gelangten endlich zu der Hütte eines Eremiten.

Der König hatte ſchon viel von dem Eremiten vernommen, daß er ein Mann ſei, der ſich auf wunderbare Dinge verſtehe, und freuete ſich, es ſo glücklich zu treffen. Der Eremit nahm ihn und ſeine Begleiter freundlich auf und da er aus den traurigen Mienen ſah, daß ſie Hunger hatten, fragte er den König, ob er nicht einen Imbiß nehmen wolle.

Der König verſetzte, er habe ſeit Morgen keinen Biſſen im Munde gehabt: da rief der Eremit den Koch und Mundſchenk des Königs, führte ſie zur Quelle, gab dem Mundſchenken einen Krug voll Waſſer, dem Koch ein Fiſchlein aus dem Becken und befahl ihnen, des Königs Schüſſel zu bereiten.

Koch und Mundſchenk fingen laut an zu lachen und fragten, ob er etwa meine, daß ſie Bettler wären.

Aber der Eremit entgegnete, das ſolle ihnen gleich ſein und ſie möchten nur thun, wie er ihnen geheißen.

Koch und Mundſchenk machten ein bitterſüßes Geſicht und thaten nach dem Befehl des Eremiten. Aber wie wunderten ſie ſich, als ſtatt des Waſſers der goldenſte Wein floß und das Fiſchlein ſich in die größten und herrlichſten Forellen verwandelte. Sie liefen eilends zum Könige und verkündeten es ihm.

Der König aß, dankte, und bat den Eremiten, er möge doch mit ihm an ſeinen Hof kommen, er wolle ihn zu ſeinem Kanzler machen.

Der Eremit willigte ein und der König wies ihm in der Nähe der Stadt, wo die Prinzeſſin ſich aufhielt, einen Wohnſitz an, weil er hoffte, der Einfluß des Eremiten könne ſie wohl beſſern.

Die Prinzeſſin aber war eine ſchlimme Zauberin. Die Stadt, worin ſie wohnte, war die prächtigſte in der ganzen Welt. Sie lag tiefer als das Meer, allein die Prinzeſſin hatte alle Geiſter, die ihr zu Gebote ſtanden, berufen, die mußten

hohe Wälle errichten, damit das Meer nicht eindringen konnte, und das Prachtvollſte, was ſich nur denken läßt, an Paläſten und Schlöſſern erbauen. Alle Leute, die in der Stadt wohnten waren reich wie die Fürſten, die Prinzeſſin aber trug an ihrem Halſe eine goldene Kette mit ſilbernen Schlüſſeln, die waren mehr werth, als die ganze Stadt. Denn die ſilbernen Schlüſſel verſchloſſen die Schleuſen des Meeres und die Prinzeſſin ging alle Tage ſelbſt hin, um die Schleuſen zu öffnen und Waſſer in die Stadt zu laſſen, damit kein Verſehen vorkomme und die ganze Stadt im Waſſer verderbe.

Weil die Leute aber reich waren, ſo wurden ſie üppig und ausgelaſſen, und verübten in ihrem Uebermuthe alle Verbrechen und Schandthaten, deren ein Menſch fähig iſt. Darin ging ihnen die Prinzeſſin mit dem beſten Beiſpiele voran. An ihrem Hofe war beſtändig Feſt und Gelage, ſo daß der Ruf davon in die entlegenſten Länder drang, da kamen nun alle Edelleute, um den Glanz zu ſehen; die Prinzeſſin nahm ſie freundlich auf und behielt ſie bis in die Nacht. Wenn ſie dann wieder fortwollten, ließ ſie dieſelben erdroſſeln und über die Wälle ins Meer werfen.

Der Eremit hatte alle dieſe Nachrichten vernommen und die Prinzeſſin gewarnt, es nicht länger ſo zu treiben.

Die Prinzeſſin glaubte, das ginge alles von ihrem Vater aus, lud denſelben einſtmals zu ſich und warf ihn in einen finſtern

Kerker, dem Eremiten drohete ſie, ſich nicht wieder am Hofe blicken zu laſſen.

Einige Zeit darauf ſtellte ſie ein großes Feſt an. Es war nämlich ein fremder Prinz eingetroffen, der viele hundert Meilen weit hergekommen, um die Herrlichkeiten der Prinzeſſin zu ſehen. Er war ein hoher Mann und ging in rothen Sammet gekleidet; auch ſein Bart war roth und ſeine Augen funkelten wie glühende Kohlen.

Der Prinz ſagte der Prinzeſſin viel Schmeichelei über den Glanz ihres Hofes und die Schönheiten der wunderbaren Stadt. Die Prinzeſſin war ganz entzückt von ihm. Sie bewirthete ihn auf's beſte, und abends lud ſie ihn zum Tanze ein.

Der unbekannte Prinz tanzte mit der Prinzeſſin und über ſeinem ſüßen Geſpräche verſah ſie ſich nicht, daß er ihr die ſilbernen Schlüſſel wegſtahl.

Als nun die Prinzeſſin in der Nacht den Prinzen nach gewohnter Weiſe wollte erdroſſeln und in's Meer werfen laſſen, meldeten ihr die Leute, daß der Prinz nirgends zu finden ſei, obgleich er das Schloß nicht verlaſſen. Die Prinzeſſin faßte nach ihren ſilbernen Schlüſſeln, in denen nicht blos die Gewalt über die Schleuſen, ſondern auch ihre größte Zaubermacht lag, und bemerkte mit Entſetzen, daß dieſelben verſchwunden waren. Außer ſich rannte ſie die Treppen hinunter, da begegnete ihr der fremde Prinz mit ihrem Vater an der Hand.

Die Prinzessin besaß auch einen Ring von Nußholz, mit dem sie große Zauberwerke vollführen konnte; sie faßte danach, um den fremden Prinzen zu versteinern, allein in dem Augenblicke wurde derselbe auf einmal entsetzlich groß, sein rother Mantel und seine rothen Haare glüheten wie Brand und die Augen funkelten im Kopfe wie ein Paar Feuerräder. Mit schrecklicher Stimme rief er:

— Sei verwünscht, du Auswurf der Menschen! das Maß deiner Schandthaten ist voll. Deine Zauberkraft ist gebrochen und noch in dieser Nacht wird deine Stadt mit allem was darin ist, von den Fluthen des Meeres verschlungen werden. Sei verwünscht mit deiner ganzen Stadt!

Er riß den König, den er befreiet hatte und der noch die Fesseln an Händen und Füßen trug, mit sich fort, schloß die Schleusen des Meeres auf und brachte den König auf das höhere Land, ohne sich von den Bitten desselben rühren zu lassen.

Als sie auf der Höhe waren, blieb er halten, befreiete den König von seinen Fesseln und deutete auf die verlassene Stadt zurück. Da waren die Fluthen des Meeres hereingedrungen und reichten schon bis an die Thurmspitzen, sie stiegen zusehends höher und höher und in wenigen Minuten war Meer über und über.

Der fremde Prinz war kein andrer als der Eremit gewesen, er schleuderte die silbernen Schlüssel in einen tiefen Abgrund, führte den König in sein Schloß und zog wieder in seine Ein-

ſiedelei. Man hat ſeitdem nichts wieder von ihm vernommen und der König ſtarb nicht lange darnach.

Seit der Zeit ſind viel tauſend Menſchen geboren und geſtorben, Eichwälder ſind aufgewachſen und wieder vergangen, die Sage von der verwünſchten Stadt aber kennt man noch heutigen Tags und man ſetzt hinzu, daß alle fünf Jahre in der erſten Mainacht, wenn die Glocke zwölf ſchlägt, Schloß und Stadt der Prinzeſſin aus dem Meere auftauche, daß dann die Wälle wie Berge ſich gegen das Meer ſtemmen und ein Thor den Eingang in das Schloß öffne. Wer dann den Muth habe, den rechten Augenblick wahrzunehmen und in den erſten Saal des Schloſſes eile, der finde dort den Ring von Nußholz, mit dem er ſich alles wünſchen könne. Aber er müſſe ja eilen, denn wenn der letzte Schlag der Mitternachtsſtunde von der Glocke geſummt, ſo höre der Zauber auf, das Thor verſchließe ſich, die Meerfluth dringe ein und der Rückweg ſei für die nächſten fünf Jahre verſchloſſen.

Nun lebte einmal, wieder vor vielen, vielen hundert Jahren, ein junger Burſch namens Kurt, der lieber müßig ging als arbeitete und für ſein Leben gern mit einem Schlage ein reicher Herr geworden wäre.

Kurt hatte die Geſchichte von der verwünſchten Stadt von einem herumziehenden Bettler gehört und ſeitdem kam ihm nichts weiter in den Sinn, als den Nußholzring der Prinzeſſin zu gewinnen. Er wartete vier Jahre in der erſten Mainacht, ob

die Stadt aus dem Meere steige, und im fünften Jahre ging er wieder auf die Lauer.

Er harrte und harrte, bis es Mitternacht schlug. Endlich ließ sich ein heller Klang durch die Nacht vernehmen; es war der erste Schlag von der nächsten Thurmglocke, welche die zwölfte Stunde verkündete.

Ein freudiger Schauder überlief Kurd . . . Vor seinen Augen erhoben sich berghohe Wälle, und Häusergiebel und Thurmspitzen ragten darüber empor . . . . beim Lichte der Sterne gewahrte er, daß dicht vor ihm eine Oeffnung in den Wällen sich aufthat und eine mächtige Brücke hinüber in die Stadt führte.

Mit raschem Laufe stürzte er sich auf die Brücke und durch die Oeffnung in die Stadt. Bei seinem Eintritte fand er alles finster, weiter hin wurde es heller und heller, bis er an den Palast kam, welcher ganz in Licht zu schwimmen schien.

In dem Augenblicke da Kurd die breite Treppe hinaufeilte, ertönte der fünfte Schlag der Mitternachtsstunde.

Kurd trat in den ersten Saal, da standen an den Wänden herum große Truhen mit Silber: aber Kurd will etwas Besseres als Silber und geht hindurch. Da ertönte der sechste Schlag.

Er fand einen zweiten Saal, darin stehen große Koffer mit viel mehr Gold, als hundert Acker an Weizenkörner tragen: aber Kurd verschmähet das Gold, sein Sinn steht nach Besserm. Er geht hindurch: da ertönt der siebente Schlag.

Im dritten Saale waren eitel Perlen, die lagen umher wie Sand am Ufer des Meeres; doch verlocken sie Kurd nicht, der weiß, daß noch Köstlicheres zu haben ist und geht hindurch: da ertönt der achte Schlag.

Im fünften Saale glänzt es und blitzt es von nichts als Diamanten, daß Kurd beinahe erblindet. Aber er faßt sich und bedenkt, daß er Diamanten, und Perlen und Gold und Silber nach Gefallen hat, wenn er den Ring von Nußholz besitzt. Indem er dem letzten Saale zueilt, ertönt der neunte Schlag.

Als aber Kurd in den fünften und letzten Saal tritt, bleibt er vor Verwunderung starr halten. Vor ihm in der Tiefe des Saales hängt der Ring von Nußbaumholz, doch bemerkt er das köstliche Kleinod kaum, denn vor sich und zu beiden Seiten erblickte er zahllose Mädchen, so schön wie er noch nie etwas gesehen, und eine jede hält in der einen Hand ein Blumengewinde, das sich vor ihm verschlingt, und in der andern einen goldnen Pokal mit Wein, dessen Duft zum Trunke lockt. Kurd, der dem Silber, dem Gold, den Perlen und Diamanten widerstanden hat, kann dem Anblick der schönen Mädchen nicht widerstehen.

Es tönt der zehnte Schlag . . . er hört es nicht.

Es ertönt der elfte Schlag . . . Kurd bleibt regungslos stehen und ist in den Anblick der Schönheit versunken.

Jetzt . . . . der zwölfte Schlag . . . . wie ein Donner im Gebirge erdröhnt es . . . . Kurd fährt aus seiner starren Ver-

wunderung auf .... die Gestalten vor ihm verwandeln sich in kalte Marmorbilder und ein Getöse, wie das Fluthen zahlloser Gewässer dringt an sein Ohr. Er will zurück, die Thore sind verschlossen, finstre Nacht bricht herein und mit Entsetzen fühlt er seine Glieder zu Stein erstarren. Niemand hat ihn wieder gesehen, aber auch niemand hat es seitdem gewagt, in die verwünschte Stadt zu gehen; das Meer ist seitdem Jahrhunderte lang darüber hingerauscht und seine Fluthen haben wohl lange die verwünschte Stadt im Grunde zerspült.

Der blöde Peter.

Peter hieß im ganzen Orte nicht anders als der blöde Peter, und er ließ es ſich gefallen, denn er war in der That ein wenig einfältig; aber in ſeiner Art war er klug genug, nur ließ er's ſich nicht merken, und dann meinten die Leute es auch nicht im Schimpf. Vielmehr hatten ſie ihn alle recht gern und gaben ihm die Ueberreſte von ihren Mahlzeiten. Er ging immer im Orte herum mit aufgeſperrtem Munde und groß offenen Augen, ohne eine eigentliche Beſchäftigung zu haben. Seine Eltern waren früh geſtorben und da war er wild aufgewachſen und hatte nichts gelernt, aber that keinen Menſchen was zu Leide. Wenn ihn dürſtete, ſo ging er an den Brunnen und trank, wenn er Hunger hatte, ſo ging er zu der erſten beſten Hausfrau, die er an der Thüre erblickte, und aß von den Ueberbleibſeln des Tiſches, und wenn ihm der Schlaf kam, kroch er in eine Scheuer und kauerte ſich in's Stroh.

Uebrigens war der blöde Peter für ſeine Umſtände gar ſo ſchlecht nicht angezogen. Er hatte eine vortreffliche leinene Hoſe, der nichts fehlte, als der Bund, eine Jacke mit einem

Aermel und eine halbe Mütze, die einmal neu gewesen war. Und wenn er gegessen hatte, so kam ihm auch freher Muth und er sang nach schönster Herzenslust aus voller Kehle. Er verstand nur ein einziges Ding aus dem Grunde, nämlich wie ein Singvogel zu schlagen, und ahmte den Gesang der Lerchen vor allen am besten nach. So lebte er denn auch wie ein Vogel, aß und trank, so oft er mochte und was bekam, und schlief wenn's ihm einfiel.

Zu der Zeit, da der blöde Peter lebte, sah es auf der Erde noch ganz anders aus. Da gab es große Wälder, die waren viel hundert Meilen lang, und es gab noch alte Ritter und Riesen und allerhand wundersame Dinge.

Eines Tages nun hatte die Mittagsglocke schon längst ausgeklungen und der blöde Peter verspürte einen gewaltigen Hunger. Da er eben an einem artigen Bauerhause vorüberkam, so trat er hinein und begehrte zu essen.

Die Bäuerin wusch gerade ihr Geschirr auf, als der blöde Peter eintrat. Da sie seine Stimme hörte, ließ sie die Arbeit liegen, setzte eine Bütte vor ihn hin, wohinein sie alle Reste zusammengescharrt hatte, und sagte:

— Da, mein armes Peterlein, iß dich satt und sag' ein Paternoster für unsere Schweine, damit sie gut mästen.

Der blöde Peter ließ sich auf die Erde nieder, nahm die Bütte zwischen die Kniee und suchte darin herum; allein er fand nur sehr wenig, denn gar manche Gabel war über die

Teller und gar mancher Löffel in der Schüssel herum gefahren, so daß für die Bürde nicht viel übrig geblieben war. Indessen als Peter fertig war, leckte er die Finger ab und murmelte einen schönen Dank, wie wenn er in seinem Leben nichts so Köstliches bekommen hätte.

— Ein vortrefflicher Mehlkloß war dazwischen, sagte er vor sich hin, der muß von dem feinsten Mehl und von der besten Kochin bereitet worden sein.

Die Bäuerin war eben im Fortgehen begriffen, doch vernahm sie diese Worte noch und fühlte sich sehr dadurch geschmeichelt. Sie wendete sich nach dem blöden Peter zurück und sagte:

— Armer Knabe, bleib einen Augenblick, ich will noch ein Stücklein Brod heraus bringen.

Sie brachte wirklich einen derben Schnitt frisches Brod mit leckerer Rinde und ausgezeichneter Krume; der blöde Peter biß wie ein hungriger Wolf hinein und rief, es könne nur einen Bäcker in der Welt geben, der so vortreffliches Brod zu backen verstünde.

Das schmeichelte der Bäuerin noch mehr.

— Hm! dachte sie, wie wird es ihm erst munden, wenn er ein Stücklein frische Maibutter dazu hätte! und schnell ging sie ins Haus und holte das beste Stück Butter, daß der blöde Peter davon nahme.

Wie der nun die Bäuerin und ihre Butter herausstrich! da gab es im ganzen Dorfe und auf Meilen rings herum keine,

die eine ſo treffliche Butter zu bereiten verſtand. Was gehört nicht alles zu einer guten Butter! Saubere Geſchirre, ſorgfältige Pflege des Viehes, vorzügliche Weide — ja, ſo ein Stück Fleiſch von der Kuh, die ſolche Butter liefert, muß eine Herrlichkeit ſein!

Und richtig brachte die immer mehr ſich ſteigernde Selbſtzufriedenheit der Bäuerin dem blöden Peter ein fettes Stück Fleiſch ein. Das ging ſo fort, die Bäuerin trat ins Haus und kam wieder und brachte dem entzückten Peter eins über's andre immer mehr.

Darüber kam ein Reiter herangeſprengt; derſelbe hielt an der Thür des Hauſes an und fragte die Bäuerin, wo der Weg nach dem Schloſſe Glasburg führe.

— Mein Himmel! rief die Bäuerin entſetzt, nach der Glasburg wollt ihr?

— Ja, verſetzte der Ritter, ich bin darum aus einem fernen Lande gekommen und habe drei Monate Tag und Nacht geritten, bis ich hier angelangt bin.

— Und was wollt ihr in der Glasburg machen? fragte die Frau.

— Mir die goldne Schale und den diamantenen Speer holen, verſetzte der Ritter.

— Sind denn das ein Paar ſo koſtbare Dinge? that der blöde Peter ſeine Frage dazwiſchen.

— Weit kostbarer als alle Kronen der Erde, denn die goldne Schale gewährt dem Besitzer alles, was er an Essen und Trinken begehrt, und hat dabei die Wunderkraft, daß wenn man daraus trinkt, augenblicklich alle Krankheiten verschwinden und sogar Todte wieder zum Leben erwachen, wenn man die Schale an ihre Lippen bringt. Die diamantene Lanze aber zerbricht und tödtet alles, was man damit berührt.

Und wem gehört denn die goldne Schale und die diamantene Lanze? fragte der blöde Peter verwundert.

Einem großen Zauberer, antwortete die Bäuerin, der auf der Glasburg wohnt, man kann ihn alle Tage dort unten auf der Haide am Saume des Waldes sehen, wo er auf seinem schwarzen Rosse sitzt, dem ein Füllen von dreizehn Monaten nachläuft. Aber kein Mensch darf es wagen, ihm zu nahe zu kommen, denn in seiner Hand trägt er die Lanze, vor der keine Rettung ist.

— Ja, sprach der fremde Ritter, aber in seinem Schlosse Glasburg darf er sich derselben nicht bedienen. Er schließt sie, sobald er zu Hause ankommt, in ein unterirdisches Gewölbe ein, wozu kein Schlüssel schließt. Ich will ihn in seinem Schlosse selber angreifen.

'Ach' sagte die Frau, das wird euch nicht gelingen, edler Ritter' denn vor euch haben es schon viel hundert tapfere Ritter versucht, doch keiner ist wieder zurückgekommen.

— Das ist mir nicht unbekannt, liebe Frau; aber alle diese Männer hatten nicht wie ich, den weisen Rath des Eremiten, des Todfeindes jenes Riesen erhalten; das wird mir helfen.

— Und was hat euch denn der Eremit gesagt? fragte der blöde Peter.

— Er hat mir alles gesagt, wie ich es thun muß. Zuerst muß ich durch den verzauberten Wald reiten, wo allerlei Zaubereien mich im Wege irre zu machen und mit Schrecken zu erfüllen suchen. Fast Alle, die vor mir gingen, haben sich verlocken lassen und sind vor Hunger, Kälte oder Ermattung im Walde verkommen.

— Und wenn ihr nun durch den Wald seid? fragte der blöde Peter weiter.

— Wenn ich durch den Wald bin, so treffe ich auf einen Zwerg, der hat ein feuriges Schwert, womit er alles versengt, was er berührt. Dieser Zwerg bewacht den Apfelbaum mit den goldenen Früchten, wovon ich einen Apfel haben muß.

— Und nachher? fragte Peter.

— Nachher finde ich die lachende Blume, die ein Löwe bewacht, dessen Mähnen giftige Nattern sind; ich muß die lachende Blume pflücken und dann durch den Drachensee schwimmen, um mit dem schwarzen Riesen kämpfen, der die eiserne Wurfkugel hat, die niemals das Ziel verfehlt und stets wieder zu ihrem Herrn zurückkehrt. Dann erst komme ich in das Lustfeld, wo

allerlei köſtliche Vergnügen mich zu verleiten ſuchen; ich darf aber nichts berühren, ſondern muß hindurch eilen nach dem Ausgange, der nur eine einzige Thür hat. Jenſeits finde ich eine Dame in ſchwarzem Kleide, die nehme ich hinter mir auf's Pferd und erfahre von ihr, was ich thun ſoll.

Die Bäuerin ſuchte den Ritter von ſeinem Vorhaben abzuhalten, der aber ſagte, daß ſeien Dinge, davon die Frauen nichts verſtänden, ließ ſich den Weg zeigen, gab ſeinem Pferde die Sporen und verſchwand bald hinter den Bäumen des Waldes.

Die Bäuerin ſeufzte tief vor Bekümmern, gab dem blöden Peter noch einige Brocken und hieß ihn ſeiner Wege gehen.

Indem Peter ſich dazu anſchickte, kam der Mann der Bäuerin vom Felde herein. Er hatte eben ſeinen Hirtenbuben fortgejagt und ſuchte einen andern.

Als er den blöden Peter anſichtig wurde, kam ihm ein Gedanke, er könne Peter zum Viehhüten beſtellen.

Er fragte alſo denſelben, ob er auf dem Hofe bleiben und das Vieh hüten wolle. Peter hätte nun freilich am liebſten ſich ſelber gehütet, und keiner verſtand es beſſer, den ganzen Tag mit Nichtsthun zuzubringen, als er. Allein ihm ſchmeckte der Speck, das Fleiſch, die Butter, das friſche Brod und die leckeren Klöße noch gar zu gut im Munde; alſo nahm er das Anerbieten an.

Der Mann führte ihn augenblicklich aufs Feld hinaus, zählte ihm die Kühe vor, schnitt ihm eine Gerte, womit er sie hüten könne, und hieß ihn mit Sonnenuntergang heimtreiben.

Also war der blöde Peter auf einmal Viehhirt geworden; er mußte die Kühe abwehren, daß sie den Felde keinen Schaden zufügten und bald von der schwarzen zur braunen und von der braunen zur weißen laufen, damit sie nicht durchbrachen und in die Felder gingen.

Indem er so von der einen Seite zur andern zog, vernahm er auf einmal Pferdetritte und als er umschaute, sah er den Riesen mit dem diamantenen Speer auf einem Pferde, dem ein Füllen von dreizehn Monaten folgte, durch den Wald reiten. Am Halse hatte er die goldne Schale hängen und der diamantene Speer glänzte wie helle Flammen.

Voll Schrecken versteckte Peter sich hinter ein Gebüsch. Der Riese zog vorüber und ritt ruhig seines Weges weiter. Als er verschwunden war, eilte der blöde Peter aus seinem Verstecke heran und schaute nach den Spuren, um daran den Weg zu erkennen, den er genommen. Allein das war unmöglich.

Unterdessen kamen immer eine Menge Ritter an und suchten den Weg nach der Glasburg. Peter sah jedoch keinen wieder zurückkehren, im Gegentheil erschien der Riese alle Tage am Saume des Waldes, wo er spazieren ritt. Peter gewöhnte sich endlich an seinen Anblick; er verbarg sich nicht mehr, wenn der Riese vorüberkam, sondern beobachtete ihn und sah ihn zu-

letzt sogar mit neidischen Blicken an; denn je öfterer Peter den diamantenen Speer und die goldne Schale sah, desto mehr stieg in ihm das Gelüst auf, beide Dinge zu besitzen. Allein da Peter in diesem Punkte wie die meisten Menschen war, das heißt ein altes Weib, so blieb es beim Wünschen und Beneiden.

Eines Abends jedoch war der Peter wie gewöhnlich allein auf der Flur, als auf einmal ein Mann mit langem weißen Barte erschien und am Saume des Waldes halten blieb.

Peter meinte, es wäre wieder ein neuer Ritter, welcher das Abenteuer zu bestehen gedenke, und fragte ihn, ob er vielleicht den Weg nach der Glasburg suche?

— Den brauche ich nicht zu suchen, versetzte der Fremde, den kenne ich.

— So habt ihr ihn zurückgelegt und der Zauberer hat euch nicht getödtet?

— Der hat von mir nichts zu fürchten, entgegnete der Mann mit dem weißen Barte, denn ich bin der Zauberer Bryak und der Bruder des Riesen. Wenn ich ihn besuchen will, so komme ich hierher um das schwarze Füllen zu rufen, denn sonst kann ich nicht durch den verzauberten Wald ohne mich zu verirren, das Füllen aber kennt den Weg.

Ueber diese Rede zog er mit seinem Finger einen dreifachen Kreis in den Sand, murmelte leise einige Worte und rief dann

Jung Füllen ſchwarz, jung Füllen ſchnell,
Jung Füllen komm geſchwind zur Stell'!

Und im Augenblicke erſchien das Füllen. Bryak warf ihm Halfter und Zaum über, ſchwang ſich auf den Rücken und jagte in den Wald.

Peter ſagte keinem Menſchen etwas von dieſem Abenteuer aber er dachte ſeinen Theil darüber: wußte er doch jetzt, daß die erſte Bedingung, um zur Glasburg zu gelangen, das ſchwarze Füllen war. Leider half ihm das ſehr wenig, er mochte ſo vielmal als er wollte, drei Kreiſe im Sande ziehen und dabei rufen:

Jung Füllen ſchwarz, jung Füllen ſchnell,
Jung Füllen komm geſchwind zur Stell'!

das Füllen erſchien nicht.

Er mußte alſo auf ein andres Mittel ſinnen, um zu dem Füllen zu gelangen, und dann war es immer noch eine bedenkliche Sache, wie den goldnen Apfel und die lachende Blume bekommen, wie vor der immertreffenden Kugel des ſchwarzen Rieſen ſich ſichern und glücklich durch das Luftfeld zu wandern. Nichts deſto weniger ſaßen die goldne Schale und der diamantene Speer dem blöden Peter fortwährend im Sinne.

Peter ſann viel und lange darüber nach, wie er's anſtelle. Auf die Gewalt konnte er ſich nicht legen, dazu war er zu ſchwach, alſo mußte er ſich zur Liſt wenden. Die Schwierigkeiten

machten ihn aber nicht bange. Damit, ſagte er, iſt es wie mit den Pflaumen, wenn ſie ungepflückt am Strauche ſitzen, ſo ſind ſie hart und ſauer; pflückt man ſie aber, ſo macht ein wenig Stroh und etwas Geduld ſie weich und ſchmackhaft.

Alſo traf er ſeine Vorkehrungen zu der Stunde, wo der Rieſe am Holze vorüber zu reiten pflegte. Er hielt Halfter und Zaum fammt einer Schlinge von Hanf bereit, füllte einen Sack mit Federn und Vogelleim, ſparte ſeinen Speck von mehreren Tagen auf und nahm ein Stück Brod; dann rieb er Brodkrumen und ſtreuete ſie auf den Weg, den der Rieſe mit ſeinem Pferde und dem Füllen von dreizehn Monaten zu nehmen pflegte.

Rieſe, Pferd und Füllen erſchienen wie gewöhnlich und ritten über die Flur; aber das Füllen ließ den Kopf zur Erde hängen und roch, es bemerkte die Brodkrumen, blieb nach, indem es ſie verzehrte, und war bald allein. Als der Rieſe weit genug weg war, daß er nichts mehr bemerken konnte, ſchlich Peter leiſe zu dem Füllen heran, warf ihm die Schlinge um, legte ihm Halfter und Zaum an, ſchwang ſich auf den Rücken und ließ ſich von dem Füllen, das den Weg kannte, nach der Glasburg tragen.

Ruhig nahm das Füllen den Weg durch den verzauberten Wald, wo es die wildeſte Bahn einſchlug und windſchnell dahin flog.

Peter zitterte wie ein Espenblatt. Rings um ihn erhoben ſich in dem verzauberten Walde tauſend Schreckgeſtalten. bald öffnete ſich ein Abgrund vor ſeinen Blicken, daß er meinte, er müſſe ſammt dem Füllen hineinſtürzen und den Hals brechen, bald ſchienen die Bäume in Flammen aufzugehen und er glaubte verbrennen zu müßen; oder furchtbare Felſen riſſen ſich ſcheinbar über ihm los und wollten ihn erſchlagen, und es winſelte und ſchrie und tobte, daß ihm die Haare zu Berge ſtanden. Aber der Peter wiederholte ſich immer, daß das nur Zaubereien wären, und als ihm die Furcht zu ſtark ankam, da nahm er ſeine Mütze, zog ſie über die Augen und ließ das Füllen laufen wie es mochte.

So kam er in eine Ebene. Hier hörten die Zaubereien auf, Peter zog die Mütze in die Höhe und ſchaute um ſich.

Es war ein wüſter, öder Ort. Hier und dort lagen Gebeine von den Rittern herum, die nach der Glasburg gewollt hatten; jetzt lagen ſie von den Wölfen zerriſſen neben ihren Pferden da.

Endlich aber erreichte Peter eine Wieſe, die war ganz und gar von einem einzigen Apfelbaume überſchattet, welcher ſo reich mit Früchten beladen war, daß die Zweige bis auf die Erde hingen. Vor dem Baume ſtand der Zwerg mit dem feurigen Schwerte, der alles verſengte, was er berührte.

Als derſelbe Peter anſichtig wurde, ſtieß er einen Schrei aus, wie die Seemöve wenn ein Sturm droht, und ſchwang ſein Schwert.

Peter ließ ſich nicht bange machen, ſondern zog höflich ſeine Mütze.

— Nichts für ungut, ſagte er zu dem Zwerge, ich wollte nach der Glasburg, deren Herr mich dahin beſtellt hat.

— Dich, rief der Zwerg, wer biſt denn du?

— Ich bin der blöde Peter und ſoll bei dem Herrn von der Glasburg Dienſte bekommen. Hat er euch nichts davon geſagt?

— Nein, ſagte der Zwerg, und ich glaube, du biſt ein Betrüger.

— Mit Verlaub, erwiderte Peter und behielt immer die Mütze demüthig in der Hand, das iſt mein Gewerbe nicht; ich bin ein Vogelſteller, der Vögel fängt und abrichtet. Aber haltet mich nicht auf, der Herr von der Glasburg wartet auf mich und hat mir ſein Füllen gegeben, damit ich recht ſchnell eintreffe.

Der Zwerg ſah wirklich das Füllen des Rieſen und dachte, es müſſe doch wohl ſo ſein. Der blöde Peter ſah ſo einfältig aus, als wäre er der unſchuldigſte Menſch von der Welt. Doch hielt er es noch für gut, Peter zu fragen, was er denn auf der Glasburg ſolle?

— Vögel fangen, verſetzte Peter, was ſonſt? die Sperlinge freſſen alle Kirſchen von den Bäumen und man kann ſich faſt vor ihnen nicht bergen.

— Und wie willſt du die vertilgen? fragte der Zwerg.

Peter wies ihm ſeine Schlinge und ſagte, kein Vogel könne ihm damit entſchlüpfen.

— Das muß ich erſt ſehen, verſetzte der Zwerg. Ich habe hier auch zahlloſe Spatzen, fang mir mal einige Schock.

Peter war's zufrieden. Er that als bände er ſein Füllen an einen Zweig, band aber das eine Ende der Schlinge daran feſt und rief den Zwerg, er ſolle das andre Ende halten, indeß er ſelbſt auf den Baum ſtiege. Damit zog er ihm die Schlinge um die Hand, und zog ſie zu. So war der Zwerg gefangen. Er ſtieß ein wüthendes Geſchrei aus und wollte ſich los machen; aber die Schlinge war von dreifachgezwirntem Hanf, der jedem Zauber widerſteht. Peter ſprang geſchwind auf das Füllen, pflückte einen Apfel vom Baume und ſprengte davon.

Nach der Wieſe kam wieder eine Ebene und hinter derſelben ein großes Blumenfeld. Da gab es allerlei ſchöne Blumen, aber aus der Mitte erhob ſich eine Blume von ganz beſonderer Schönheit, das war die lachende Blume. Peter ſah mit ſehnſüchtigen Blicken danach, allein der Löwe mit der Schlangenmähne lief vor dem Felde her, rollte die glühenden Augen wie ein Paar Mühlräder und fletſchte die Zähne.

Peter hielt ſein Füllen an und zog die Mütze, denn er dachte an das Sprüchlein, daß man mit dem Hute in der Hand durch's ganze Land komme. Er grüßte alſo den Löwen höflich und fragte ihn, ob dies der rechte Weg nach der Glasburg ſei?

— Und was willſt du da? fragte der Löwe mit entſetzlicher Stimme.

— Gnädigster Herr Löwe, versetzte Peter schüchtern, mich hat eine Dame, welche den Herrn von der Glasburg gut kennt, abgeschickt, um ihm diesen Sack voll Lerchen zu bringen.

— Lerchen! sagte der Löwe und schmunzelte mit der Zunge: es ist schon lange her, daß ich keine zu schmecken bekommen habe. Hast du viele?

— Diesen ganzen Sack voll, entgegnete Peter und zeigte den Sack mit den Lerchenfedern und dem Vogelleim.

Damit der Löwe ihm leichter glaube, fing er an, den Gesang der Lerche nachzumachen.

Der Gesang machte den Löwen noch lüsterner.

— Zeige mir deine Vöglein! sagte er, ich will sehen, ob sie fett genug für unsern Herrn sind.

— Recht gern, erwiderte Peter, aber wenn ich den Sack öffne, so fliegen sie mir davon.

— Nun, so laß mich wenigstens etwas hineinschielen.

Das war eben, was der Peter wollte.

Er nahm seinen Sack und öffnete ihn ein klein wenig; der Löwe fuhr mit dem Kopfe hinein, um sich ein Maul voll zu holen, und blieb zwischen den Federn und dem Vogelleim sitzen. Peter zog ihm den Sack bis über die Augen, lief zu dem Blumenfelde, brach die lachende Blume und jagte auf seinem Füllen davon.

Es dauerte nicht lange, so kam er an den Drachensee, durch den er schwimmen mußte. Kaum war er im Wasser, so eilten

die Drachen herbei, um ihn zu verschlingen. Diesmal half kein Mützeabnehmen, mit den Drachen war auch kein Wort zu reden, sie thaten ihre Rachen auf und schnappten nach Peter. Der Peter aber hatte seinen Speck bereits hervorgeholt, warf jedem Drachen ein Stück in den aufgesperrten Rachen und kam so, weil das Füllen unbeschreiblich geschwind eilte, davon, ehe die Drachen den Speck verschluckt hatten.

Nun blieb noch der schwarze Riese mit der Wurfkugel übrig.

Peter sah ihn gleich beim Betreten des andern Ufers sitzen. Der schwarze Riese war mit den Füßen an einen Felsen geschmiedet; so saß er da und hielt in der Hand die Wurfkugel, die niemals fehlt und immer zu ihrem Herrn zurückkehrt. Um den ungeheuern Kopf herum saßen sechs große Augen, die eins ums andre wachten, so daß zwei schliefen, die übrigen vier aber beständig umherspähten.

Peter bedachte, daß er sich nicht dürfe sehen lassen, denn wenn der Riese ihn bemerkte, so schleuderte er gleich seine Kugel, ehe ein Wort mit ihm zu reden stand.

Peter stieg daher vom Füllen und schlich sich hinter den Büschen bis in die Nähe des schwarzen Riesen.

Glücklicher Weise waren die beiden Augen, welche sich nach Peter zukehrten, eben im Schlafe.

Peter setzte sich leise nieder. Er fing an, die Stimmen der Vögel nachzumachen und sang zuerst wie eine Lerche; da fiel

dem Riesen vor lauter Entzücken noch ein Auge zu. Nun hub der Peter an, wie eine Nachtigall zu schlagen, da dehnte sich der Riese und gähnte und nach einer Weile fielen noch zwei Augen in den Schlaf. Jetzt zog der Peter seine Pfeife hervor und pfiff darauf ein Liedlein, so reizend, so schmelzend, daß das letzte Auge gleichfalls in Schlummer sank und der ganze Riese schlief.

Schnell eilte Peter zu seinem Füllen, zog es sachte am Zügel vor dem Riesen vorbei und gelangte glücklich davon an den Eingang des Lustfeldes.

Das Lustfeld war ein wunderschöner Garten voll lockender Früchte, Blumen und Springbrunnen. Aber die Springbrunnen sprudelten duftenden Wein, die Blumen sangen mit bezaubernder Stimme und die Früchte waren allerhand leckere Sachen, die einem von selbst entgegenflogen. An dem Ende eines jeden Baumganges standen gedeckte Tafeln, so prachtvoll ausgestattet, als sollten Könige speisen, der Geruch frischer Pasteten entzückte die Nase, stattliche Diener boten das Schönste und Beste dar und die reizendsten Mädchen kredenzten den Wein und tanzten dazu.

Das war eine schwere Probe für den blöden Peter. Alle bisherigen Gefahren waren dagegen nur Kleinigkeit. Er roch und lutschte mit der Zunge, seine Augen hingen an den entgegenfliegenden Früchten und den einladenden Tafeln und wenn er in den Augenblicke nicht an den diamantenen Speer und die

goldne Schale gedacht hätte — gewiß wäre der Peter hier unterlegen. So aber brauchte er das Mittel von der Mütze über den Augen noch einmal, zog seine Pfeife hervor und pfiff eine lustige Weise, damit er den verlockenden Gesang der Mädchen und Blumen nicht vernähme, und vermöge der Schnelligkeit seines Pferdes überwand er denn auch diese, für seinen speiselustigen Magen gefährlichste Probe.

Als er aus dem Garten war, strahlte die Glasburg seinen Augen entgegen . . .

Beinahe hätte der Peter in seiner Freude vergessen, durch den Fluß mit blos einer Furth zu schwimmen, wenn er nicht an demselben vorüber mußte und am jenseitigen Ufer eine schwarz gekleidete Dame auf hohem Felsen sitzen sah.

Das Füllen kannte alle Wege und so wußte es denn auch die Furth.

Peter schwamm hindurch und begab sich zur Dame. Diese war in schwarzen Sammet eingehüllt und sah so gelb aus, wie ein tanzendes Zigeunermädchen.

Peter zog demüthig seine Mütze und fragte sie, ob sie sich nicht über den Fluß setzen lassen wolle.

— Ich habe auf dich gewartet, sagte die Dame, komm näher her, daß ich mich hinter dich in den Sattel setzen kann.

Peter that wie sie sagte, nahm sie hinter sich auf das Füllen und schritt wieder durch die Furth.

Als ſie in der Mitte des Fluſſes waren, ſprach die Dame:

— Weiſt du, wer ich bin?

— Bitte um Vergebung, ſagte Peter, aber nach euren Kleidern zu ſchließen, müßt ihr edel und mächtig ſein.

— Edel, verſetzte die Dame, bin ich allerdings, denn mein Stamm iſt von Anfang der Welt; und mächtig bin ich auch, denn alle Menſchen müſſen mir unterliegen, wenn ich will.

— Und wie heißt ihr denn? fragte Peter.

— Mein Name iſt die Peſt!

Bei dieſen Worten ſprang Peter vor Schrecken auf dem Pferde in die Höhe und wollte ſich in den Fluß ſtürzen, allein die Peſt ſagte:

— Bleibe ruhig ſitzen, blöder Peter! ich will dir nichts thun; im Gegenteil denke ich dir nützlich zu ſein.

— Iſt's möglich, Frau Peſt! rief Peter und zog ſeine Mütze noch einmal, ohne ſie wieder aufzuſetzen; ihr wolltet ſo gütig ſein? Ach ja! ſetzte er ſich beſinnend hinzu, man hat mir geſagt, daß ihr mir wider den Zauberer von der Glasburg beiſtehen würdet.

— Ja, verſetzte die Peſt; der Zauberer muß ſterben.

— Das wäre mir ſchon recht, Frau Peſt! allein er iſt ja unſterblich.

— Höre Peter und achte wohl auf. Der Apfelbaum, den der Zwerg mit dem flammenden Schwerte bewacht, iſt ein Sproßling von dem Baume, deſſen Früchte die erſten Menſchen

aus Unſterblichen zu Sterblichen machte. Die Aepfel jenes Baumes haben noch dieſelbe Kraft, und du mußt ſehen, daß der Zauberer davon koſtet, dann berühre ich ihn und er wird augenblicklich ſterben.

— Ich will's verſuchen, entgegnete Peter; aber wenn er todt iſt, wie komme ich da zu der goldnen Schale und dem diamantenen Speer? die ſind in einem unterirdiſchen Gewölbe verſchloſſen, wozu kein Schlüſſel ſchließt.

— Die lachende Blume hat die Eigenſchaft, alle Thüren zu öffnen, erwiderte die Peſt, und in der Dunkelheit leuchtet ſie hell wie die Sonne.

— Während dieſes Geſprächs erreichten ſie das andre Ufer und begaben ſich nach der Glasburg.

Am Eingange der Glasburg war ein groſſer Thronhimmel, da lag der Rieſe im Schatten; er hatte die Beine über einander geſchlagen wie ein reicher Gutsbeſitzer, dem die Gyrkte vortrefflich gerathen iſt, und rauchte aus einer goldenen Pfeife.

Als er den Peter mit der Lame im ſchwarzen Gewande auf ſeinem Füllen herankommen ſah, rief er mit zorniger Stimme, die wie der Donner im Gebirge hallte:

— Beim Teufel' der blöde Peter reitet ja auf meinem Füllen von dreizehn Monaten.

— Ja' ich bin der blöde Peter, mächtigſter Herr unter der Sonne' ſagte Peter abſteigend.

— Und wie biſt du dazu gekommen'

— Ich habe gethan wie ich von eurem Bruder Vrvat gelernt habe: ich bin an den Saum des Waldes gegangen und habe gerufen:

Jung Fullen schwarz, jung Fullen schnell
Jung Fullen komm geschwind zur Stell'!

da erschien das Fullen augenblicklich.

— Du kennst also meinen Bruder? fragte der Zauberer.

Er ist mein Herr.

— Und weshalb schickt er dich hierher?

Um dir zwei Geschenke zu überbringen, die er eben aus dem Mohrenlande bekommen hat: den Apfel der Lust und die Jungfrau der Demuth. Wenn ihr den Apfel eßt, so empfindet euer Herz beständig so viel Vergnügen wie ein armer Mann, der in seiner leeren Tasche plötzlich hundert Goldstücke entdeckt, und wenn ihr die Jungfrau in eure Dienste nehmt, so bleibt euch nichts mehr auf der Welt zu wünschen übrig.

— So laß das Mädchen vom Pferde steigen und reich' mir den Apfel.

Der Peter reichte ihm den Apfel und ging zu der Pest, um sie vom Pferde zu heben. Begierig biß der Riese in den Apfel, da eilte die Pest heran, berührte ihn und augenblicklich sank er todt zur Erde.

Peter ging in den Palast, mit der lachenden Blume in der Hand. Er durchschritt nach einander mehr als funfzig Säle und kam endlich vor eine silberne Thür. Die sprang augen-

blicklich vor der lachenden Blume von ſelber auf und Peter fand die goldne Schaale und den diamantenen Speer da liegen.

Kaum aber hatte er beide Theile angerührt, da erbebte die Erde unter ſeinen Füßen, ein entſetzlicher Knall ließ ſich vernehmen, der Palaſt ſammt der Peſt war verſchwunden und Peter befand ſich mit ſeinen beiden Kleinoden mitten in einem dicken Walde.

Er wanderte getroſt darauf los und erreichte ſo den Hof des benachbarten Königs. Nur kaufte er ſich unterwegs das reichſte Kleid nebſt dem ſchönſten Pferde, das zu finden war.

Der König, zu dem Peter gelangte, war in großer Noth; er lag mit einem mächtigen Feinde im Kriege und wurde in ſeiner Hauptſtadt belagert. Der Feind bedrängte ſie gewaltig; ſchon war kein Biſſen Brod mehr in der Stadt zu haben, an Fleiſch war lange nicht mehr zu denken und der König hatte dem, der ihm helfen würde, ſeine Tochter zur Gemahlin verſprochen.

Da trat der Peter vor den König und ſagte, er wolle ihn retten.

— Wie kannſt du das, ſprach der König, unſer ſind nur noch eine Handvoll Leute, der Feind dagegen iſt ſtark, und du biſt nur ein einzelner Mann.

Aber Peter ließ ſich nicht abſchrecken. Er ließ ſich an die Spitze der Soldaten ſtellen und machte einen Ausfall. Vor ſeinem diamantenen Speer ſank alles nieder, was er berührte,

und wenn einer von seiner Partei gefallen war, so eilte er hin und hielt ihm die goldne Schale an die Lippen und augenblicklich stand der Todte gesund wieder auf und kämpfte von neuem.

Dadurch wurde der Feind geschlagen und sein ganzes Land erobert. Der König hielt sein Versprechen, gab Peter seine Tochter zur Gemahlin und setzte ihn zum Erben über das ganze Reich ein.

So wurde aus dem blöden Peter, den die Leute für einfältig hielten, ein grösser Fürst, das kam aber daher, daß der Peter nicht prahlte und sich für was Großes ausgab, sondern fein bei sich dachte, wie's am besten anzustellen wäre; denn

Verstand geht über Gewalt,

oder: wenn man's nur recht anfängt, so kann man Großes ausrichten.

Inhalt.

Hans Rothfehlchen
Die Entſtehung der Fledermaus
St. Veltens Ringlein
Die drei Ameiſen
Schilfmännchen
Der Ameiſengänger
Die wandernden Steine
Die Waſſerhexe
Der Spielmann
Die Wäſcherinnen auf der Haide
Die Gaben der Zwerge
Wie der Teufel einmal Kanter war
Die verwünſchte Stadt
Der blode Peter